

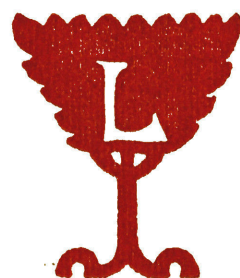
DER·SCHATZ·DER
ARMEN VON
MAURICE·METERLINCK
IN·DIE·DEUTSCHE·SPRACHE
ÜBERTRAGEN·DURCH·FRIE-
DRICH·VON·OPPELN-BRONIKOWSKI
VERLAG·VON·EUGEN·DIEDERICH'S
FLORENZ 1898 LEIPZIG



DER·SCHATZ·DER
ARMEN VON
MAURICE·MAETERLINCK
IN·DIE·DEUTSCHE·SPRACHE
ÜBERTRAGEN·DURCH·FRIE-
DRICH·VON·OPPELN-BRONIKOWSKI
VERLAG·VON·EUGEN·DIEDERICH'S
FLORENZ 1892 LEIPZIG



AUTORISIERTE 



AUSGABE 

DER SCHATZ DER ARMEN



VON MAURICE MAETERLINCK

DAS SCHWEIGEN



ilence and Secrecy“! ruft Carlyle aus, ihnen müsste man Altäre allgemeiner Anbetung errichten, – wenn man in unsrer Zeit überhaupt noch Altäre errichtete. Das Schweigen ist das Element, in dem sich die grossen Dinge bilden, um zuletzt, vollkommen und majestätisch, empor zu tauchen an das Licht des Lebens, das sie beherrschen sollen. Nicht nur Wilhelm der Schweigsame, nein, alle bedeutenden Menschen, die ich kennen gelernt habe, und auch die schlechtesten Diplomaten und Strategen unter ihnen,

enthielten sich stets des Schwatzens über das, was sie planten und schufen. Und auch du, versuche doch in deinen armen, kleinen Nöten nur einen Tag, deine Zunge still zu halten – und wie viel klarer werden dir am nächsten Tage deine Pläne und Pflichten sein! Welche Trümmer und welchen Unflat haben doch diese stummen Arbeiter in dir weggefeht, während der unnütze Lärm der Aussenwelt nicht mehr eindrang! Das Wort ist nur zu oft, nicht wie der Franzose sagte, die Kunst, die Gedanken zu verbergen, sondern die Kunst, sie aufzuheben und zu ersticken, so dass gar nichts zu verbergen bleibt. Auch das Wort ist gross, aber das sagt nicht, dass es nichts Grösseres gäbe. Wie die Schweizer Inschrift es bestätigt, ist Reden Silber, aber Schweigen Gold, oder besser gesagt: das Wort gehört der Zeit, das Schweigen der Ewigkeit an. „Die Bienen arbeiten nur in der Dunkelheit, der Gedanke arbeitet nur in der Stille und die Tugend im Verborgenen“ ...

Man glaube nur ja nicht, das Wort diene den wirklichen Mitteilungen zwischen menschlichen Wesen. Die Lippen oder die Zunge können die Seele nur darstellen, wie z. B. eine Ziffer oder eine Katalogsnummer ein Bild von Memlinck darstellt; aber sobald wir uns wirklich etwas zu sagen haben, müssen wir schweigen; und wenn wir in solchen Augen-

blicken den unsichtbaren und drängenden Geboten des Schweigens widerstehen, haben wir einen ewigen Verlust erlitten, den die grössten Schätze menschlicher Weisheit uns nie werden ersetzen können, denn wir haben die Gelegenheit versäumt, einer andren Seele zu lauschen und der unsren einen Augenblick des Lebens zu schenken; und es giebt manch ein Dasein, wo solche Gelegenheiten sich nicht zweimal bieten . . . Wir sprechen nur in den Stunden, wo wir nicht leben, in den Augenblicken, wo wir unsre Brüder nicht bemerken wollen und uns weit entfernt von der Wirklichkeit fühlen. Und sobald wir sprechen, sagt uns etwas in unserm Innern, dass göttliche Thüren sich irgendwo schliessen. Auch geizen wir so sehr mit dem Schweigen, und selbst die Unbedachtesten unter uns schweigen nicht mit dem ersten besten. Der Instinkt der übermenschlichen Wahrheiten, den wir alle haben, bedeutet uns, dass es gefährlich ist, mit jemand zu schweigen, den man nicht kennen zu lernen wünscht oder den man nicht liebt; denn die Worte gehen zwischen den Menschen vorüber, aber wenn das Schweigen nur einen Augenblick Gelegenheit gehabt hat, sich zu bethätigen, dann ist es unauslöschlich, und das wahre Leben, das einzige, das eine Spur zurücklässt, ist nur aus Schweigen gemacht. Denkt nur daran in jenem Schweigen, zu dem auch ihr eure Zuflucht nehmen müsst, um es aus sich selbst heraus zu erklären; und wenn es euch gegeben ist, einen Augenblick bis in die Tiefen der Seele hinabzusteigen, wo die Engel wohnen, werdet ihr euch, bei einem Wesen, das ihr innig liebt, in erster Linie nicht der Worte erinnern, die es gesprochen, noch der Gebärden, die es gemacht hat, sondern der Augenblicke des Schweigens, die ihr mit ihm verlebt; denn die Eigenschaft dieses Schweigens ist es, die euch einzig und allein die Eigenschaft eurer Liebe und eurer Seelen enthüllt.

Ich berühre hier nur das aktive Schweigen, denn es giebt auch ein passives Schweigen, das nur der Reflex des Schlafes, des Todes oder des Nichtseins ist. Das ist das schlafende Schweigen, das, solange es schlummert, immer noch weniger gefährlich ist als das Wort; aber ein unerwarteter Umstand kann es plötzlich erwecken, und dann besteigt seine Schwester, das grosse aktive Schweigen, den Thron. Seid auf der Hut! Zwei Seelen werden sich erreichen, die Mauern weichen, die Dämme einstürzen, und das gewöhnliche Leben einem Leben Platz

machen, wo alles tragisch wird, alles wehrlos ist, wo nichts mehr lacht, nichts mehr gehorcht, nichts mehr vergessen wird . . .

Und weil wir alle diese düstre Macht und ihre gefährlichen Spiele wohl kennen, haben wir eine so tiefe Furcht vor dem Schweigen. Wir ertragen im Notfalle noch das einsame Schweigen, unser eignes Schweigen; aber das Schweigen mehrerer, das vervielfältigte Schweigen und namentlich das Schweigen der Menge ist uns eine übermenschliche Last, deren unerklärliches Gewicht die stärksten Seelen fürchten. Wir verwenden ein gut Teil unseres Lebens zum Aufsuchen der Orte, wo das Schweigen nicht herrscht. Sobald zwei oder drei Menschen sich treffen, denken sie nur daran, den unsichtbaren Feind zu bannen, denn wie viele gewöhnliche Freundschaften sind lediglich auf dem Abscheu vor dem Schweigen begründet! Und wenn es ihm trotz allen Anstrengungen glückt, sich unter die versammelten Wesen einzuschleichen, dann werden diese Wesen den Kopf unruhig jener feierlichen Seite der Dinge zukehren, die man nicht sieht; dann werden sie bald auseinandergehen, dem Unbekannten das Feld räumend, und in Zukunft werden sie einander ausweichen, weil sie fürchten, dass der hundertjährige Krieg noch einmal vergeblich sein wird, und dass einer von ihnen vielleicht zu denen gehört, die dem Gegner heimlich die Thür öffnen . . .

Die meisten von uns verstehen und lassen das Schweigen nur zwei- oder dreimal in ihrem Leben zu. Sie wagen diesen unerforschlichen Gast nur unter feierlichen Umständen bei sich aufzunehmen, aber fast alle nehmen ihn dann würdig auf; denn selbst die Erbärmlichsten haben in ihrem Leben Augenblicke, wo sie handeln, als ob sie bereits wüssten, was die Götter wissen. Erinnert euch des Tages, wo ihr ohne Schaudern eurem ersten Schweigen gegenüber tratet. Die schreckliche Stunde hatte geschlagen und es trat vor eure Seele. Ihr sahet es die Abgründe des Lebens überschreiten, von denen man nicht spricht, und die Tiefen des inneren Schönheits- oder Schreckensmeeres, und seid nicht geflohen . . . Es war dies bei einer Heimkehr, an der Schwelle des Abschieds, inmitten einer grossen Freude, am Bette eines Toten oder am Rande des Unglücks. Gedenkt mir jener Minuten, in denen plötzlich alle verborgenen Edelsteine blossliegen und die schlummernden Wahrheiten jählings erwachen; und sagt mir, ob das Schweigen zu dieser Stunde nicht gut und notwendig war, ob die Liebkosungen des

stets verfolgten Feindes nicht göttliche Liebkosungen waren? Den Kuss des Schweigens im Unglück – denn sonderlich im Unglück küsst uns das Schweigen – kann man nie mehr vergessen; und darum sind die, welche ihn öfter erhalten haben als andre, mehr wert als diese andern. Sie allein wissen vielleicht, auf welchen stummen, tiefen Gewässern die dünne Rinde des täglichen Lebens ruht; sie sind Gott näher gekommen, und die Schritte, die sie dem Lichte zu gemacht haben, gehen nie mehr verloren. Denn die Seele ist ein Ding, das wohl im Stande ist, nicht emporzuklimmen, aber sie kann nie herunterkommen . . .

„O Schweigen, grosses Reich des Schweigens“, ruft ferner Carlyle, der diesen Bereich des Lebens, der uns trägt, so wohl kannte – „o Reich, höher als die Sterne und tiefer als des Todes Gefilde! . . . Das Schweigen und die edlen, schweisgsamen Menschen! . . . Sie sind hier und dort verstreut, jeder in seinem Lande, denken im Stillen, arbeiten im Stillen und die Morgenblätter erzählen nichts davon . . . Sie sind das Salz der Erde, und das Land, das keine solchen Männer oder deren zu wenig hat, ist auf keinem guten Wege . . . Es ist ein wurzelloser Wald, der ganz aus Blättern und Zweigen besteht, der bald verwelken und kein Wald mehr sein wird . . .“ Aber das wirkliche Schweigen, das noch grösser und noch schwerer zu erreichen ist als das materielle, von dem Carlyle uns spricht, gehört nicht zu den Göttern, welche die Menschheit verlassen können. Es umgiebt uns von allen Seiten, es ist die Grundlage unsres unbewussten Lebens, und wenn einer von uns zitternd an ein Thor des Abgrundes klopft, öffnet ihm immer dasselbe wachsame Schweigen die Pforte.

Auch hier sind wir alle gleich vor jenem unvergleichlichen Dinge. Das Schweigen des Königs oder des Sklaven, angesichts des Todes, des Schmerzes oder der Liebe trägt dieselben Züge und verbirgt unter seinem undurchdringlichen Mantel die nämlichen Schätze. Das Geheimnis dieses Schweigens, als welches das eigentliche Schweigen und die unantastbare Zufluchtsstätte unsrer Seele ist, wird nie verloren gehen, und wenn der erste Mensch den letzten Erdenbewohner träfe, würden sie auf gleiche Weise schweigen, im Kuss, im Schrecken, in der Thräne; sie würden auf gleiche Weise schweigen in allem, was ohne Lüge vernommen werden soll, und trotz so vieler Jahrhunderte würden sie, gleich als hätten sie in derselben Wiege geruht, zu gleicher Zeit das verstehen, was zu sagen ihre Lippen nicht vor Weltuntergang lernen werden . . .

Sobald die Lippen schlafen, erwachen die Seelen und begeben sich an die Arbeit; denn das Schweigen ist jenes an Überraschungen, Gefahren und Glück reiche Element, in dem sich die Seelen frei besitzen. Wollt ihr euch jemandem wahrhaft hingeben, so schweiget; und wenn ihr euch fürchtet, mit ihm zu schweigen, so flieht ihn – wofern diese Furcht nicht die Furcht und der heere Geiz der Liebe ist, der Wunder hofft –, denn schon weiss eure Seele, woran sie ist. Es giebt Wesen, mit denen zu schweigen der grösste Held sich nicht getrauen würde; und Seelen, die nichts zu verbergen haben, zittern dennoch davor, dass gewisse Seelen sie entdecken könnten. Dann giebt es auch andre, die kein Schweigen haben und das Schweigen um sich herum töten; und das sind die einzigen Wesen, die wirklich unbemerkt vorübergehen. Sie kommen nicht dazu, das Gebiet der Offenbarung, das grosse Gebiet des starken, standhaften Lichtes zu durchwandeln. Wir können uns keine genaue Vorstellung von dem machen, der nie geschwiegen hat. Man könnte glauben, seine Seele habe kein Antlitz gehabt. „Wir kennen uns noch nicht“, schrieb mir jemand, den ich vor allen liebe, „denn wir haben noch nicht gewagt, mit einander zu schweigen“. Und so war es: wir liebten uns schon so innig, dass wir vor der übermenschlichen Probe Angst hatten. Und jedesmal, wenn das Schweigen, der Engel der höchsten Wahrheiten und Bote des besondern Unbekannten in jeder Liebe, sich zwischen uns herabliess, baten, so schien es, unsre Seelen knieend um Gnade und erflehten noch einige Stunden unschuldiger Lügen, einige Stunden der Unwissenheit und der Kindheit . . . Und doch muss seine Stunde kommen. Es ist die Sonne der Liebe und reift die Früchte der Seele, wie die andre Sonne die Früchte unsrer Erde. Aber nicht grundlos fürchten sich die Menschen vor ihm: denn man kennt nie die Eigenschaft des Schweigens, das entstehen will. Wenn alle Worte sich gleichen, so ist jedes Schweigen verschieden, und zumeist hängt ein ganzes Schicksal von der Eigenschaft dieses Schweigens zwischen zwei Seelen ab. Es finden irgendwo – wo, weiss man nicht – Mischungen statt; denn die Behälter des Schweigens liegen weit über den Behältern des Gedankens, und der nicht vorher abzusehende Trank wird unheilvoll bitter oder unendlich süss. Zwei wunderbare Seelen von gleicher Kraft können so ein feindliches Schweigen gebären und werden sich im Dunkel unerbittlich bekriegen, während die Seele eines Galeerensträflings in göttlichem

Schweigen zusammenschmilzt mit der Seele einer Jungfrau. Man weiss nichts vorher, und dieses alles geschieht in einem Himmel, der nichts ankündigt; deshalb verschieben auch die zärtlichsten Liebenden oft bis zu den letzten Stunden den feierlichen Einzug der grossen Offenbarerin der Seelentiefen . . .

Sie wissen ja auch – denn die wahre Liebe führt auch die Leichtfertigen zum Mittelpunkte des Lebens zurück – dass alles andre nur ein kindliches Spiel an der Umfriedung war, und dass jetzt die Mauern fallen und das Leben offen liegt. Ihr Schweigen wird wert sein, was die Götter wert sind, die sie im Busen tragen, und wenn sie in diesem Ersten Schweigen sich nicht verstehen, werden ihre Seelen sich nie lieben können; denn das Schweigen verwandelt sich nicht. Es kann zwischen zwei Seelen empor- oder auch herabsteigen, aber seine Natur wird sich nie ändern; und bis zum Tode der Liebenden wird es die Haltung, Form und Macht haben, die es hatte, als es zum erstenmal ins Zimmer kam.

Je weiter man im Leben kommt, desto mehr erkennt man, dass alles ich weiss nicht nach welchem vorherigen Einverständnis vor sich geht, von dem man kein Wort spricht, an das man nicht einmal denkt, aber von dem man doch weiss, dass es irgendwo über unsern Köpfen schwebt. Der unbedeutendste Mensch lächelt bei der ersten Begegnung, als wäre er ein alter Mitschuldiger des Schicksals seiner Brüder. Und auf dem Gebiete, wo wir sind, fühlen just die, welche am tiefsten zu sprechen wissen, am besten, dass Worte nie die wirklichen und eigenartigen Bewegungen ausdrücken, die es zwischen zwei Wesen giebt. Wenn ich euch jetzt von den ernstesten Dingen, von Liebe, Tod und Schicksal spreche, erreiche ich Liebe, Tod oder Schicksal nicht, und trotz heissen Bemühens wird zwischen uns immer eine Wahrheit bleiben, die nicht ausgesprochen ist, die auszusprechen man nicht einmal beabsichtigt, und dennoch wird allein diese Wahrheit, die nicht zu Worte kam, einen Augenblick zwischen uns gelebt haben, und wir haben an nichts andres denken können. Diese Wahrheit ist unsre Wahrheit über Tod, Schicksal und Liebe; und nur im Schweigen konnten wir sie ahnen. Und nichts, wenn nicht dieses Schweigen, wird von Wert gewesen sein. „Schwestern“, sagte ein Mädchen in einem Märchen, „ihr habt jede euren geheimen Gedanken und ich will ihn wissen.“ Auch wir haben etwas, das man wissen möchte, aber es verbirgt sich noch weit über unseren geheimsten Gedanken; das ist unser

geheimes Schweigen. Aber das Fragen ist hier unnütz. Jede Anstrengung eines sich belauernden Geistes wird sogar dem zweiten Leben, das in diesem Geheimnis lebt, zum Hindernis; und um zu wissen, was wirklich da ist, muss man untereinander das Schweigen pflegen; denn nur in ihm erschliessen sich für Augenblicke die unerwarteten ewigen Blüten, deren Form und Farbe nach der Seele wechselt, neben der man sich befindet. Die Seelen lassen sich im Schweigen wägen, wie Gold und Silber in lautrem Wasser, und die Worte, die wir aussprechen, haben Sinn nur durch das Schweigen, in dem sie sich baden. Wenn ich einem sage, ich liebe ihn, so wird er vielleicht nicht verstehen, was ich hundert Andren gesagt habe; aber in dem Schweigen, das nachfolgt, wenn ich ihn thatsächlich liebe, wird es sich zeigen, wie tief dieses Wort Wurzeln geschlagen hat, und auch bei ihm eine schweigende Gewissheit erzeugen; und dieses Schweigen und diese Gewissheit werden nicht zweimal die gleichen sein in Einem Leben . . .

Bestimmt nicht das Schweigen den Duft der Liebe und hält ihn fest? Wenn die Liebe des Schweigens beraubt wäre, hätte sie keinen ewigen Geschmack und Duft. Wer von uns kennt nicht jene stummen Augenblicke, wo die Lippen sich trennen und die Seelen sich vereinen? Sie sollte man immer und immer wieder aufsuchen. Es giebt kein beredteres Schweigen als das Schweigen der Liebe: es ist wirklich das einzige, das uns allein gehört. Das Schweigen des Todes, Schmerzes und Schicksals gehört uns nicht. Es kommt auf uns zu aus der Tiefe der Ereignisse und zu einer durch diese bestimmten Zeit, und wen es nicht trifft, der hat sich nichts vorzuwerfen. Aber wir können ausgehen, um das Schweigen der Liebe zu treffen. Es harrt Tag und Nacht an der Schwelle unsres Hauses und ist so schön wie seine Geschwister. Dank ihm können die, welche fast nie geweint haben, ebenso vertraut mit den Seelen leben, wie die, welche sehr unglücklich waren; und darum wissen auch die, welche viel liebten, Geheimnisse, die andere nicht kennen. Denn in dem, was die Lippen tiefer und wahrer Freundschaft und Liebe verschweigen, liegen tausend und abertausend Dinge, die nie auf andren Lippen schweben werden . . .



DAS ERWACHEN DER SEELE



s wird vielleicht eine Zeit kommen – und es sind viele Anzeichen vorhanden, dass sie nahe ist – eine Zeit wird vielleicht kommen, wo unsre Seelen sich ohne Vermittlung der Sinne erblicken werden. Es steht fest, dass sich das Reich der Seele täglich mehr verbreitet. Sie ist unserem sichtbaren Wesen viel näher und nimmt an all unsren Handlungen viel mehr teil, als vor zwei oder drei Jahrhunderten. Man könnte sagen, dass wir uns einer geistigen Epoche nähern. Es giebt in der Geschichte eine gewisse Zahl solcher Perioden, in denen

die Seele, unbekannten Gesetzen zufolge, gleichsam an der Oberfläche der Menschheit auftaucht und ihr Dasein und ihre Macht unmittelbarer kund giebt. Dies Dasein und diese Macht offenbaren sich auf tausenderlei unerwartete und verschiedene Weisen. Die Menschheit ist, wie es scheint, in diesen Zeitläuften im Begriff gewesen, die lastende Bürde der Materie ein wenig aufzuheben. Es herrscht da eine Art geistiger Erleichterung, und die starrsten und unbeugsamsten Naturgesetze geben hier und da nach. Die Menschen sind sich selbst und ihren Brüdern näher; sie sehen einander an und lieben einander viel ernstlicher und inniger. Sie verstehen zarter und tiefer das Kind, das Weib, die Tiere, die Pflanzen und die Dinge. Die Bildwerke, Gemälde und Schriften, die sie uns gelassen haben, sind vielleicht nicht vollkommen; aber ich weiss nicht, welche geheime Kraft und Anmut ihnen ewig lebendig innewohnt. Es muss da in den Blicken der Menschen eine Bruderliebe und geheimnisvolle Hoffnung gelegen haben; und man findet überall neben den Spuren des gewöhnlichen Lebens die welligen Spuren eines andern Lebens, das man sich nicht erklärt.

Was wir vom alten Ägypten wissen, erlaubt uns die Annahme, dass es eine jener geistigen Epochen durchmachte. In einer entlegenen Zeit der indischen Geschichte muss die Seele sich der Oberfläche des Lebens bis zu einem Punkte genähert haben, den sie nie mehr erreicht hat; und die Überreste oder Erinnerungen an ihre fast unmittelbare Gegenwart rufen dort noch heute wundersame Erscheinungen hervor. Es giebt noch viele andre Momente gleicher Art, wo das geistige Element auf dem Grunde der Menschheit zu kämpfen scheint, wie ein Ertrinkender unter den Wassern eines grossen Stromes kämpft. Man denke beispielsweise an Persien, Alexandria und die zwei mystischen Jahrhunderte des Mittelalters.

Dafür giebt es dann auch vollkommene Jahrhunderte, wo Verstand und Schönheit ganz rein vorherrschen, aber die Seele sich nicht zeigt. So ist sie den Griechen und Römern, dem 17. und 18. Jahrhundert Frankreichs völlig fern (oder wenigstens der Oberfläche dieses Jahrhunderts, denn seine Tiefen verbergen uns in Claude de St. Martin, Cagliostro, der ernster zu nehmen ist, als man glaubt, Pascalis und so vielen andren noch manches Geheimnis). Man weiss nicht warum, aber etwas ist nicht da; geheime Verbindungen sind zerschnitten, und die Schönheit schliesst die Augen zu. Es ist sehr schwer, dies in Worten auszudrücken und zu sagen, weshalb die Atmosphäre der Götternähe und des Schicksals, welche die griechischen Dramen umgiebt, nicht als die wirkliche Atmosphäre der Seele erscheint. Man entdeckt zwar am Horizonte dieser wunderbaren Tragödien ein beständiges Mysterium, das auch verehrungswürdig ist, aber es ist nicht jenes rührende, brüderliche und so tief lebendige Mysterium, das wir in manchen weniger bedeutenden und minder schönen Werken finden. Desgleichen – was uns näher liegt – wenn Racine der unfehlbare Dichter des Frauenherzens ist: wer hätte den Mut, uns zu sagen, dass er jemals einen Schritt nach seiner Seele zu gemacht hätte? Was würde man mir antworten, wenn ich nach der Seele der Andromache oder des Britannicus fragte? Die Personen Racines verstehen sich nur durch das, was sie aussprechen, und kein Wort durchbricht die Dämme des Meeres. Sie sind furchtbar einsam auf der Oberfläche eines Planeten, der sich nicht mehr am Himmel bewegt. Sie können nicht schweigen oder sie lebten nicht mehr. Sie haben kein „unsichtbares Prinzip“, und man ist versucht, zu glauben, ein trennendes Etwas stände zwischen ihrem Geiste und ihnen selbst, zwischen dem Leben, das alles

berührt, was besteht, und dem Leben, das nur den flüchtigen Augenblick einer Leidenschaft, eines Schmerzes oder eines Verlangens berührt. Es giebt fürwahr Jahrhunderte, wo die Seele einschläft und sich niemand mehr darum kümmert.

Heute ist es klar, dass sie grosse Anstrengungen macht. Sie giebt sich überall auf eine ungewöhnliche, gebieterische und zwingende Weise kund, als sei eine Losung gegeben und sie hätte keine Zeit mehr zu verlieren. Sie muss sich wohl auf einen Entscheidungskampf vorbereiten, und niemand kann voraussehen, was alles von dem Siege oder der Niederlage abhängen wird. Nie vielleicht hat sie so unterschiedliche und unwiderstehliche Kräfte ins Werk gesetzt. Man könnte sagen, sie fühle sich an eine unsichtbare Wand gedrückt, und man weiss nicht, ob es der Totenkampf oder ein neues Leben ist, was sie bewegt. Ich spreche hier nicht von den occulten Gewalten, die rings um uns erwachen, von Magnetismus, Fernwirkung und Levitation, den ungeahnten Eigenschaften der strahlenden Materie und tausend andren Erscheinungen, welche die offiziellen Wissenschaften erschüttern. Diese Dinge sind allbekannt und lassen sich leicht erweisen. Zudem sind sie wahrscheinlich nichts, im Vergleich mit dem, was sich in Wirklichkeit bereitet; denn die Seele ist wie ein Schläfer, der in seinen tiefen Träumen ungeheure Anstrengungen macht, einen Arm zu bewegen oder ein Lid zu heben.

In andren Regionen, denen die Massen minder Aufmerksamkeit zollen, rührt sie sich noch wirksamer, obschon diese Bewegungen für Augen, welche zu sehen nicht gewohnt sind, weniger sichtbar sind. Könnte man nicht sagen, dass ihre Stimme auf dem Punkte steht, mit einem höchsten Schrei die letzten Töne des Irrtums zu durchdringen, die sie in der Musik noch umgeben? Und empfand man je schwerer die heilige Bürde einer unsichtbaren Gegenwart als in dergleichen Werken gewisser ausländischer Maler? In den Litteraturen endlich lässt sich feststellen, dass einzelne Gipfel hier und dort von einem Schimmer erhellt werden, der von ganz andrer Art ist als die seltsamsten Lichter vergangener Litteraturen. Man nähert sich, ich weiss nicht, welcher Umwandlung des Schweigens; und das „positiv Erhabene“, das bisher herrschte, scheint dem Ende nahe zu sein. Ich halte mich bei diesem Gegenstande nicht auf, denn es ist noch zu früh, um in diesen Dingen ganz klar zu sehen; aber ich glaube, dass selten eine gleich gebieterische Gelegenheit zur geistigen Befreiung

unsrer Menschheit geboten wurde. Ja, für Augenblicke ähnelt das einem Ultimatum, und darum darf man nichts versäumen, um diese androhende Gelegenheit zu ergreifen; denn sie ist von der Art der Träume, als welche sich ohne Wiederkehr verlieren, wenn man sie nicht augenblicklich bannt. Es gilt, klug zu sein; ohne Grund regt unsre Seele sich nicht.

Aber diese Bewegung, die man deutlich nur auf den spekulativen Hochebenen des Lebens gewahrt, giebt sich vielleicht auch, und ohne dass man es ahnt, auf den gewöhnlichsten Lebenspfaden kund. Denn keine Blume erschliesst sich auf den Höhen, die nicht mit dem Fall ins Thal endigen. Ist sie schon gefallen? Ich weiss es nicht. Aber täglich geschieht es im gewöhnlichen Leben, dass wir zwischen den schlichtesten Menschen geheimnisvolle und unmittelbare Beziehungen feststellen, geistige Phänomene und Annäherungen von Seelen, von denen man in anderen Zeiten nicht einmal sprach. Bestanden sie vor uns minder unleugbar? Man muss es glauben, denn immer gab es Menschen, die den geheimsten Beziehungen des Lebens auf den Grund gingen und uns alles hinterlassen haben, was sie über Herzen, Seelen und Geister ihrer Zeit in Erfahrung gebracht haben. Es ist wahrscheinlich, dass diese selben Beziehungen damals bestanden, aber sie konnten nicht die Frische und allgemeine Kraft haben, die sie heute besitzen; sie waren nicht bis auf den Grund der Menschheit hinabgedrungen, denn sonst wären die Blicke dieses Weisen, die sie stillschweigend übergangen haben, gefesselt worden. Und hier spreche ich nicht mehr von „wissenschaftlichem Spiritismus“, „Erscheinungen der Fernwirkung“, „Materialisation“ und anderen Kundgebungen, die ich soeben anführte. Es handelt sich hier um Ereignisse und Einmischungen der Seele, die unaufhörlich stattfinden, auch im dunkelsten Dasein von Wesen, die ihre ewigen Rechte ganz vergessen haben. Es handelt sich auch um eine ganz andere Psychologie als die gewohnheitsmässige, die den guten Namen der Psyche usurpiert hat, obschon sie sich in Wahrheit nur mit den geistigen Erscheinungen befasst, die des Engsten mit der Materie zusammenhängen. Es handelt sich mit einem Worte darum, was uns eine transcendente Psychologie offenbaren müsste, die sich mit den unmittelbaren Beziehungen von Seele zu Seele und mit der Empfindlichkeit wie mit der ausserordentlichen Gegenwart unserer Seele befasst. Dieses Studium, das den Menschen um einen Grad erhöhen würde, ist im Entstehen und wird nicht zögern, die Elementarpsychologie, die bis dato geherrscht hat, auszuschalten.

Diese unmittelbare Psychologie, die von den Bergen herabkommt, überschwemmt bereits die kleinsten Thäler, und ihre Gegenwart ist bis in die mittelmässigsten Schriften hinein bemerkbar. Nichts beweist klarer, dass der Druck der Seele in der gesamten Menschheit zugenommen und dass ihre geheimnisvolle Thätigkeit sich verbreitet hat. Wir streifen hier fast unaussprechliche Dinge; man kann daher nur grobe und unvollkommene Beispiele geben. Ich führe zwei oder drei an, die elementar und sinnfällig sind: wenn es einen Augenblick sich handelte um ein Vorgefühl, den seltsamen Eindruck einer Begegnung oder eines Blickes, eine Entschliessung, die aus einem unbekannten Winkel des menschlichen Verstandes geholt war, eine Einmischung oder eine unerklärliche und doch verstandene Kraft, um geheime Gesetze der Antipathie und Sympathie, Wahl- oder Instinkt-Verwandtschaften und den entscheidenden Einfluss unausgesprochener Dinge, – so hielt man sich ehemals nicht bei diesen Problemen auf, die sich übrigens selten genug dem Ehrgeize der Denker darboten. Man traf scheinbar nur durch Zufall auf sie. Man ahnte nicht das wunderbare Gewicht, mit dem sie unaufhörlich auf allem Leben lasten, und beeilte sich, zu den gewohnten Spielen der Leidenschaft und der äussern Ereignisse zurückzukehren.

Diese geistigen Phänomene, mit denen die grössten und gedankenreichsten unter unsern Brüdern sich ehemals kaum befassten, beunruhigen heute die kleinsten, und das beweist wieder einmal, dass die menschliche Seele ein Gewächs von vollkommener Einheit ist und alle ihre Zweige, wenn die Zeit gekommen ist, zur gleichen Stunde blühen. Der Bauer, dem plötzlich die Gabe würde, auszusprechen, was er auf der Seele hat, würde in diesem Augenblick Dinge vorbringen, die in der Seele eines Racine sich noch nicht befanden. Und darum haben auch Leute von weit geringerm Genius als Shakespeare und Racine ein heimlich lichtvolles Leben erschaut, zu dem das Leben, welches jene Meister allein kannten, nur die Kehrseite bildet. Das heisst, es genügt nicht, dass eine grosse Seele sich allein hier und dorthin bewegt in Raum und Zeit. Sie wird wenig ausrichten, wenn sie nicht unterstützt wird. Sie ist die Blüte vieler. Sie muss in dem Augenblicke kommen, wo der ganze Ocean der Seelen sich bewegt; und wenn sie zur Zeit des Schlafes kam, wird sie nur von den Träumen des Schlafes reden können. Hamlet, um ein hervorragendes Beispiel vor allen zu wählen, Hamlet kommt in Helsingfors jeden Augenblick bis zum Rande

des Erwachens, und doch hat er, trotz des eisigen Schweisses auf seiner Stirne, Worte auf den Lippen, die auszusprechen ihm nicht gelingt, die er aber ohne Zweifel heute aussprechen könnte, weil die Seele des Lumpen oder Diebes selbst, der vorüber geht, ihm zum Ausdruck verhelfen würde. Hamlet würde beim Anblick des Claudius und seiner Mutter jetzt begreifen, was er nicht wusste, weil die Seelen, scheint es, sich nicht mehr in dieselbe Zahl von Schleiern hüllen. Weisst du wohl – und das ist eine seltsame, beunruhigende Wahrheit – weisst du wohl, wenn du nicht gut bist, dass es mehr als wahrscheinlich ist, dass deine Gegenwart dies heute hundertmal deutlicher offenbart, als sie vor zwei oder drei Jahrhunderten gethan hätte? Weisst du wohl, wenn du heute eine einzige Seele betrübt hast, dass die Seele des Landmanns, mit dem du dich über Sturm und Regen zu unterhalten gehst, benachrichtigt ist, bevor seine Hand die Thür geöffnet hat? Nimm den Ausdruck eines Heiligen, eines Märtyrers oder Helden an: das Auge des Kindes, das dir begegnet, wird dich nicht mit dem gleichen, unnahbaren Blicke grüssen, wenn du in dir einen schlechten Gedanken, eine Ungerechtigkeit oder die Thränen eines Bruders birgst. Vor hundert Jahren wäre seine Seele vielleicht vorübergegangen, neben der deinen, achtlos . . .

In Wahrheit wird es schwer, im Herzen einen Hass, Neid oder Verrat zu nähren, der sich den Blicken entzieht; so unablässig sind die gleichgiltigsten Seelen rings um unser Wesen herum auf ihrer Hut. Unsere Voreltern haben uns von diesen Dingen nicht gesprochen, und wir stellen fest, dass das Leben, in dem wir uns bewegen, grundverschieden von dem ist, das sie schilderten. Waren sie Betrüger oder Unwissende? Die Zeichen und Worte taugen zu nichts mehr, und fast alles entscheidet sich in den mystischen Kreisen einer einfachen Gegenwart.

Auch der frühere Wille, der so gut bekannte, so logische Wille von ehedem, verwandelt sich, was an ihm ist, und unterwirft sich den unmittelbaren Zusammenhängen grosser und unerklärlich tiefer Gesetze. Es giebt fast keine Schlupfwinkel mehr, und die Menschen nähern sich einander. Sie beurteilen sich über Worte und Handlungen, ja, über Gedanken hinweg, denn was sie sehen, ohne es zu begreifen, liegt hoch über dem Reiche der Vernunft. Und das ist eins der grossen Anzeichen jener geistigen Perioden, von denen ich sprach. Man beginnt überall zu fühlen, dass die Beziehungen des gewöhnlichen Lebens sich ändern, und die jüngsten unter uns sprechen

und handeln schon ganz anders, als die Menschen der vorhergehenden Geschlechter. Eine Menge von Konventionen, Gebräuchen, Schleiern und Zwischenwänden fallen als unnütz in den Abgrund; und ohne es zu wissen, beurteilen wir uns schon fast alle nach dem Unsichtbaren allein. Wenn ich das erste Mal in dein Zimmer trete, wirst du nach den tiefsten Gesetzen der praktischen Psychologie das geheime Wort nicht aussprechen, das jedermann in Gegenwart eines andern ausspricht. Du wirst mir nicht verraten, wie du dazu kamst, zu wissen, wer ich bin, aber du wirst mir wiederkommen, mit unausrottbaren Gewissheiten beladen. Dein Vater hätte mich vielleicht anders beurteilt und sich geirrt. Man muss annehmen, dass der Mensch im Begriff ist, den Menschen zu berühren und dass die Atmosphäre sich ändern will. „Haben wir“, sage ich mit Claude de St. Martin, dem grossen, „unbewussten Philosophen“, „einen Schritt weiter gethan auf dem lehrreichen und lichtvollen Wege der Einfachheit der Wesen?“ Lasst uns stillschweigen und warten. Vielleicht vernehmen wir über ein kleines das „Flüstern der Götter“ . . .

DIE TÖDGEWEIHTEN!



Die Mehrzahl der Männer kennt sie, und fast alle Mütter haben sie gesehen. Sie sind vielleicht nicht zu umgehen, wie alle Schmerzen, und die, welche ihnen nicht nahegekommen, sind minder sanft, minder schwermütig und minder gut.

Sie sind seltsam. Sie scheinen dem Leben näher als die andern Kinder und scheinen nichts zu argwöhnen, und dennoch haben ihre Augen eine so tiefe Gewissheit, dass sie unbedingt alles wissen müssen und wohl mehr als Einen Abend die Zeit gefunden haben,

sich ihr Geheimnis mitzuteilen. In dem Augenblicke, wo ihre Brüder um sie herum noch zwischen Geburt und Leben tappen, haben sie sich schon zurechtgefunden, sind sie schon auf den Füßen, die Hände und die Seele

bereit. In Eile, weise und sorgfältig, bereiten sie sich auf das Leben vor, und diese Hast ist das Merkmal, das die Mütter, die unbewussten geheimen Vertrauten von allem, was sich nicht sagen lässt, kaum zu beachten wagen. Oft haben wir nicht Zeit, sie wahrzunehmen; sie gehen dahin, ohne etwas zu sagen, und dann bleiben sie uns für immer unbekannt. Aber andere verweilen ein wenig, sehen uns an, indem sie bedeutsam lächeln, scheinen auf dem Punkte, zu gestehen, dass sie alles begriffen haben, und dann, gegen das zwanzigste Jahr, entfernen sie sich eilig, indem sie ihre Schritte zurückhalten, als hätten sie entdeckt, dass sie sich im Hause irrten und ihr Leben unter Menschen verbringen wollten, die sie nicht kannten.

Sie selbst sagen fast nichts und umgeben sich mit einer Wolke, sobald sie sich verletzt fühlen und der Mensch daran ist, sie zu erreichen. Vor einigen Tagen schienen sie mitten unter uns zu weilen, und heute Abend sind sie plötzlich so weit, dass wir nicht mehr wagen, sie wiederzuerkennen noch zu befragen. Sie sind da fast auf der andern Seite des Lebens, und man empfindet, dass nun endlich die Stunde naht, etwas zu erkennen, das gewichtiger, menschlicher, wirklicher und tiefer ist als Freundschaft, Mitleid oder Liebe, etwas, das tief unten in der Brust auf Tod und Leben mit den Flügeln schlägt, etwas, das man nicht kennt und das man noch nie genannt hat, und das zu nennen nicht mehr möglich ist, denn so manches Leben geht stumm vorüber! . . . Und die Zeit drängt; und wer von uns hat nicht also gewartet, bis zu dem Augenblicke, wo man ihm nicht mehr antworten konnte?

Warum sind sie gekommen und warum gehen sie fort? Werden sie nur geboren, um uns zu bestätigen, dass das Leben keinen Zweck hat? Wozu dient das Fragen, da man ja doch nie antworten wird? Ich bin mehrmals Zeuge dieser Dinge gewesen, und eines Tages habe ich sie in solcher Nähe gesehen, dass ich nicht mehr wusste, ob es sich um einen andren handelte, oder um mich selbst . . .

Ein Bruder ist so gestorben. Man hatte gesagt, dass er allein gewarnt worden sei, ohne es zu wissen, während wir vielleicht etwas wussten, ohne diese organische Warnung, die er seit den ersten Tagen in sich barg, erhalten zu haben. Woran erkennt man die Wesen, auf die ein sehr schweres Ereignis herabdroht? Nichts ist sichtbar, und doch sehen wir alles. Sie haben Furcht vor uns, weil wir sie unablässig und wider unsern Willen warnen; und kaum sind wir auf sie gestossen, so merken sie schon,

dass wir auf ihre Zukunft anspielen. Wir verbergen der Mehrzahl der Menschen etwas, und wir wissen selbst nicht, was wir ihnen verbergen. Es wechseln zwischen zwei Wesen, die sich das erste Mal begegnen, seltsame Geheimnisse von Leben und Tod, und noch viele andere Geheimnisse, die noch keinen Namen haben, aber unmittelbar unser Verhalten, unsere Blicke und unsern Ausdruck bestimmen; und wenn wir die Hand eines Freundes drücken, neigt unsere Seele zu Unbescheidenheiten, die vielleicht nicht auf der Schwelle dieses Lebens Halt machen. Es kann wohl zwei Menschen geben, zwischen denen es keine Hintergedanken giebt, aber es giebt Dinge, die gebieterischer und tiefer sind, als der Gedanke. Wir sind dieser unbekannten Gaben nicht Herr und verraten unablässig den Propheten, der nicht zu reden weiss. Wir sind niemals mit den andren so, wie wir mit uns selbst sind, noch selbst so, wie wir mit ihnen im Dunkeln sind; und unsere Blicke verwandeln sich, je nach der Vergangenheit und Zukunft, die sie wahrnehmen, und darum leben wir auch wider unsern Willen auf unsrer Hut. Begegnen wir denen, die nicht lange leben werden, so sehen wir nicht sie, sondern das, was ihnen zustossen wird. Sie möchten uns täuschen, um sich zu täuschen. Sie thun alles, um uns abzulenken, und doch schimmert durch ihr Lächeln und ihre Lebensgier schon das Ereignis hindurch, gerade als wäre es der Angelpunkt und Grund ihres Daseins. Wieder einmal hat der Tod sie verraten, und sie werden mit Traurigkeit inne, dass wir alles gesehen haben und dass es Stimmen giebt, welche nicht schweigen können.

Wer wird die Kraft der Ereignisse nennen, und ob sie wir selbst sind oder wir nur sie? Entspringen sie aus uns, oder entspringen wir wohl aus ihnen? Ziehen wir sie an, oder ziehen sie uns an? Aendern wir sie, oder ändern sie uns? Täuschen sie sich niemals? Warum kommen sie zu uns, wie die Biene zum Bienenstock und die Taube zum Taubenschlag? Und wohin flüchten sich die, welche uns am Stelldichein nicht antreffen? Von wo kommen sie, uns zu begegnen, und warum gleichen sie uns wie Brüder? Wirken sie in der Vergangenheit oder in der Zukunft, und sind die mächtigsten die, welche nicht mehr, oder die, welche noch nicht sind? Ist es das Gestern oder Morgen, das uns umgestaltet? Wer von uns verbringt nicht den grössten Teil seines Lebens im Schatten eines Ereignisses, das noch nicht stattgehabt hat? Ich habe dieses ernste Verhalten gesehen, diesen Marsch, der ein zu nahes Ziel zu haben schien, dieses

Vorausempfinden grosser Fröste und das Auge, das sich nicht ablenken liess, selbst bei denen nicht, deren Ende ein zufälliges sein musste, und auf die sich ein ungeahnter Tod von aussen herabstürzen sollte. Und dennoch hatten sie es so eilig, wie ihre Brüder, die ihn schon in sich trugen. Sie hatten das gleiche Antlitz. Auch für sie schien das Leben ernster, als für die, welche leben sollten. Sie handelten mit derselben sichern und schweigsamen Achtsamkeit. Sie hatten keine Zeit mehr zu verlieren, sie mussten bereit sein zur selben Stunde; so sehr war dies Ereignis, das kein Seher hätte voraussehen können, das unbewusste Leben ihres Lebens.

Es ist unser Tod, der unser Leben lenkt, und unser Leben hat kein andres Ziel, als unsern Tod. Unser Tod ist die Form, in der unser Leben verfliesst und er ist es, der unser Antlitz gebildet hat. Man brauchte nur das Bildnis der Toten zu machen, denn sie allein sind sie selbst und zeigen sich einen Augenblick so, wie sie sind. Und welches Leben erhellt sich nicht in dem reinen, kalten und einfachen Lichte, das auf die Kissen der letzten Stunden fällt. Ist es dasselbe Licht, das schon die Gesichter jener Kinder umspielt, wenn sie uns starr anlächeln, und das uns ein Schweigen gebietet, das dem jenes Zimmers gleicht, worin einer die Lippen für ewig schliesst? Wenn ich derjenigen gedenke, die ich gekannt habe, und die alle der nämliche Tod an der Hand führte, so sehe ich einen Zug von Kindern, Jungfrauen und Jünglingen, die aus dem gleichen Hause zu treten scheinen. Sie sind schon Brüder und Schwestern, und man möchte sagen, dass sie einander erkennen, an Maalen, die wir nicht sehen, und dass sie im Augenblicke, wo wir sie nicht mehr beobachten, sich das Zeichen des Schweigens machen. Das sind die Kinder, die des frühzeitigen Todes gewärtig sind. In der Schule fanden wir sie dunkel heraus. Sie schienen sich in Einem zu fliehen und zu suchen, wie Leute, die einen gleichen Makel haben. Man sah sie abseits unter den Bäumen des Gartens stehen. Sie hatten den gleichen Ernst unter einem Lächeln, das mehr verhalten war, und mehr von einer andern Welt, als das unsre, und ich weiss nicht, welcher einen Zug von Furcht, dass sie ein Geheimnis verrieten. Fast immer wurden sie still, wenn die, welche da leben sollten, sich ihrer Gruppe näherten. Sprachen sie schon von dem Ereignis, oder wussten sie wohl, dass das Ereignis über sie hinweg und trotz ihnen redete, und verhüllten sie es so, um es den Augen Gleichgiltiger zu verbergen? Sie schienen uns zuweilen

von der Höhe eines Turmes zu betrachten, und obwohl sie schwächer waren als wir, wagten wir es nicht, sie zu belästigen. Es ist wahr, dass nichts verborgen ist; und ihr alle, die mir begegnet, wisst, was ich gethan habe und thun werde, wisst, was ich denke und gedacht habe, und wisst genau den Tag, wo ich sterben muss, aber es zu sagen, und wäre es nur mit halber Stimme und zu Eurem eignen Herzen, habt ihr Mittel und Wege noch nicht gefunden. Wir haben die Gewohnheit, alles, was unsre Hand nicht erreicht, stillschweigend zu übergehen, und vielleicht wüssten wir zu viel, wenn wir alles wüssten, was wir wissen. Wir leben neben unserm wahrhaften Leben und fühlen, dass unsere geheimsten und tiefsten Gedanken uns nichts angehen, denn wir sind etwas andres als unsre Gedanken und Träume. Und nur in gewissen Momenten und gleichsam durch Zerstreutheit leben wir uns selbst gemäss. Welches Tages werden wir werden, was wir sind? Inzwischen waren wir gegen sie wie gegen Fremde. Sie schüchterten unser Leben ein. Zuweilen spazierten sie mit uns durch die Flure und Höfe, und wir hatten Mühe, ihnen zu folgen. Zuweilen mischten sie sich in unsre Spiele ein, und das Spiel schien nicht mehr das gleiche. Einige fanden nicht ihre Brüder. Sie irrten allein inmitten unsres Geschreis und hatten keine Freunde unter denen, die nicht sterben sollten. Und doch liebten wir sie, und kein Gesicht war uns freundlicher als das ihre. Was gab es zwischen ihnen und uns, und was giebt es zwischen uns allen? Auf dem Grunde welches Meers von Mysterien leben wir? Hier herrschte auch jene Liebe, die man nicht mehr ausdrückt, weil sie am Leben dieser Welt nicht teil hat. Sie würde vielleicht keine Probe bestehen, sie scheint jeden Augenblick verraten, und die geringste gewöhnliche Freundschaft besiegt sie dem Anschein nach, und doch ist ihr Leben tiefer als wir selbst, und vielleicht scheint sie uns nur gleichgiltig, weil sie sich auf längere und gewissere Zeiten aufgespart weiss.

Sie spricht nicht hienieden, weil sie weiss, dass sie später sprechen wird, und niemals lieben wir die, welche wir umarmen, am tiefsten. So giebt es einen Teil des Lebens,—es ist der beste, reinste und grösste,—der sich dem gewöhnlichen Leben nicht beimischt, und die Augen selbst der Liebenden durchdringen fast nie diesen Wall des Schweigens und der Liebe.

Oder liessen wir sie wohl alleine, weil sie, wiewohl jünger als wir, uns an Alter voraus waren? . . . Wussten wir, dass wir nicht gleichen Alters waren, und fürchteten wir sie wie Richter? Ihre Blicke waren schon minder

beweglich als die unsren, und wenn sie zufällig auf unsren Bewegungen ruhten, liessen diese ohne Grund nach, und ein unfassliches Schweigen herrschte einen Augenblick. Wir drehten uns um: und sie betrachteten uns und lächelten ernsthaft. Ich entsinne mich noch der Gesichter zweier unter denen, die ein gewaltsamer Tod erwartete. Aber fast alle waren furchtsam und versuchten, unbemerkt vorbeizukommen. Ich weiss nicht, welche tödtliche Scham sie hatten, und für welche unbekannte und zukünftige Verfehlung sie scheinbar um Verzeihung baten. Sie traten uns entgegen, wir tauschten einen Blick aus, wir trennten uns, ohne etwas zu sagen, und wir begriffen alles, ohne etwas zu wissen.

DIE MORAL DES MYSTIKERS



Es ist nur zu wahr, dass die Gedanken, welche wir haben, den unsichtbaren Bewegungen des inneren Bereiches eine willkürliche Form geben. So giebt es tausend und abertausend Gewissheiten, welche die verschleierte Königinnen sind, die uns durchs Leben führen, und von denen wir doch nie sprechen. Sobald wir etwas aussprechen, entwerthen wir es seltsam. Wir glauben in die Tiefe der Abgründe hinabgetaucht zu sein, und wenn wir wieder an der Oberfläche auftauchen, gleicht der Wassertropfen an unsren

bleichen Fingerspitzen in nichts mehr dem Meere, dem er entstammt. Wir wähnen, eine Schatzgrube wunderbarer Schätze entdeckt zu haben, und wenn wir wieder ans Tageslicht kommen, haben wir nur falsche Steine und Glasscherben mitgebracht; und trotzdem schimmert im Finstern der Schatz unverändert. Es giebt etwas Undurchdringliches zwischen uns und unsrer Seele, und in gewissen Augenblicken, sagt Emerson, „kommen

wir dahin, glühend nach Leid zu verlangen, hoffend, darin endlich Wirklichkeit zu finden und die scharfen Ecken und Kanten der Wahrheit zu verspüren“ . . .

Ich habe einmal gesagt, dass die Seelen einander zu nähern scheinen: und das hat keine andere Bedeutung, als die eines immerwährenden, aber dunklen Einflusses, den auf Thatsachen zu stützen sehr schwer ist, da die Thatsachen nur die Vagabunden, Spione oder Nachzügler der grossen Gewalten sind, die man nicht sieht. Und doch, könnte man sagen, empfinden wir zuweilen, tiefer vielleicht als unsre Väter, dass wir nicht mit uns allein sind. Die, welche an keinen Gott glauben, so gut wie die andern, handeln nicht für sich allein, als ob sie sicher wären, allein zu sein. Es giebt da eine allgemeine Ueberwachung, die wo anders wirkt, als im nachsichtigen Dunkel jedes menschlichen Bewusstseins. Ist es wahr, dass die Gefässe des Geistes minder fest verpicht sind als ehemals, und dass die Wogen des inneren Meeres mächtiger werden? Ich weiss es nicht; höchstens können wir feststellen, dass wir einer gewissen Anzahl konventioneller Fehler nicht mehr den gleichen Wert beimessen, – und das ist schon das Zeichen einer geistigen Eroberung.

Es scheint, dass unsre Moral sich umformt und mit kleinen Schritten nach höheren Gegenden strebt, die man noch nicht sieht. Und darum ist vielleicht der Augenblick gekommen, wo man sich neue Fragen zu stellen hat. Was würde z. B. geschehen, wenn unsre Seele plötzlich sichtbar würde und mitten unter ihre versammelten Schwestern treten sollte, ihrer Schleier beraubt, aber beladen mit ihren geheimsten Gedanken und nach sich ziehend die geheimnisvollsten Vorgänge ihres Lebens, die sich durch nichts ausdrücken liessen? Worüber würde sie erröten? Was wünschte sie zu verbergen? Möchte sie, wie ein schamhaftes Weib, den langen Mantel ihrer Haare über ihre zahllosen Fleischessünden werfen? Sie hat sie nicht gesehen und diese Sünden haben sie nie erreicht. Tausend Meilen von ihrem Throne sind sie begangen worden; und selbst die Seele des Sodomiten könnte mitten durch die Menge gehen, ohne etwas zu ahnen, und in ihren Augen läge das durchsichtige Lächeln des Kindes. Ihr ist nichts dazwischen getreten, sie verfolgte ihren Weg des Lichtes, und dieses Weges allein wird sie sich entsinnen.

Welche gewöhnlichen Sünden und Verbrechen hat sie begehen können? Hat sie verraten, getäuscht, gelogen? Hat sie Leiden gemacht und hat sie

Thränen verursacht? Wo war sie, während jener seinen Bruder den Feinden auslieferte? Vielleicht schluchzte sie fern von ihm, und von diesem Augenblick an ist sie tiefer und schöner geworden. Sie schämt sich nicht mehr dessen, was sie unterliess und sie kann rein bleiben inmitten eines grossen Gemetzels. Oft verwandelt sie in innere Klarheit all das Böse, dem sie wohl beiwohnen muss. Alles hängt von einem unsichtbaren Prinzip ab, und von da stammt ohne Zweifel die unaussprechliche Nachsicht der Götter. Und unsre Nachsicht auch. Wir können uns der Verzeihung nicht enthalten; und wenn der Tod, die „grosse Versöhnung“, gekommen ist: wer von uns fällt dann nicht auf die Kniee und macht schweigend über der befreiten Seele das Zeichen der Verzeihung? Wenn ich mich über den toten Körper meines schlimmsten Feindes neige: glaubt man wohl, angesichts dieser bleichen Lippen, die mich verleumdeten, dieser erloschenen Augen, welche die meinen weinen machten, dieser kalten Hände, die mich vielleicht gequält haben, dächte ich noch an Rache? Alles ist bezahlt, nun der Tod gekommen ist. Die Seele schuldet mir nichts mehr und unwillkürlich stelle ich sie über das grausamste Unrecht und die schwersten Verfehlungen – wie bewundernswert ist doch dieser Instinkt! Und wie bezeichnend! – Und wenn ich etwas bedaure, so ist es nicht, dass ich meinerseits nicht mehr leiden machen kann, sondern dass ich nicht genug liebte und nicht früher verzieh . . .

Man könnte sagen, wir verstünden diese Dinge schon von Grund aus in uns selbst. Nicht nach ihren Handlungen, ja, selbst nach ihren geheimsten Gedanken nicht, beurteilen wir unsre Brüder; denn die geheimsten Gedanken lassen sich vielleicht ablesen; und wir gehen weit über das ablesbare hinaus. Ein Mensch könnte alle Verbrechen begangen haben, die man für die schlimmsten hält, ohne dass sein schwerstes Verbrechen einen Augenblick nur den Hauch von Frische und übernatürlicher Reinheit änderte, der seine Gegenwart umgiebt; während das Nahen eines Märtyrers oder Weisen unsre Seele in dichtes, unerträgliches Dunkel hüllen kann. Ein Held oder Heiliger wird vielleicht seinen Freund unter Gesichtern wählen, denen man ohne Not die Gewohnheit abliesst, alles Niedrigste zu denken, aber er fühlt sich nicht „in einem brüderlichen oder menschlichen Dunstkreise“ neben einem anderen Wesen, dessen Stirne die höchsten und grossherzigsten Träume verklären. Was hat das zu bedeuten? Und welcherlei Aufschlüsse giebt es uns? Giebt es also höhere Gesetze als die, welche

unsere Handlungen und Gedanken beherrschen? Was hat man uns beigebracht und warum handeln wir immer nach Regeln, von denen wir nie sprechen und die doch allein sicher sind? Denn man kann wohl sagen, dass hier, dem Augenschein zum Trotze, der Held und Heilige sich keineswegs getäuscht haben. Sie haben nur gehorcht, und wenn der Heilige von seinem Erwählten verraten und verkauft wird, so bleibt doch etwas Uerschütterliches übrig, das ihm sagt, es läge kein Irrtum vor und er hätte nichts zu bedauern. Die Seele wird nie vergessen, dass die andere Seele klar war . . .

Während man den fast unbekannten Stein von diesen Mysterien abwälzt, atmet man die allzustarke Luft des Abgrunds, und zur selben Zeit fallen Worte wie Gedanken um uns wie vergiftete Fliegen. Das Innenleben selbst erscheint als eine Kleinigkeit gegenüber solchen unveränderlichen Tiefen. Wird man in Gegenwart eines Engels stolz sein, der zu sein, der nie Unrecht gehabt hat, und giebt es keine geringere Unschuld? Wenn Jesus die elenden Gedanken der Pharisäer liest, die den Gichtbrüchigen von Capernaum umringen, ist man da sicher, dass er auch ihre Seele mit einem entsprechenden Blicke misst, dass er sie ebenfalls verdammt und nicht jenseits dieser Gedanken eine vielleicht unabänderliche Klarheit bemerkt? Und wäre er ein Gott, wenn die Verdammung unwiderruflich wäre? Aber warum spricht er, als ob er sich ausserhalb aufhielte? Kann der niedrigste Gedanke und die edelste Vorstellung auf der Spitze eines Diamanten auch nur eine Spur zurücklassen? Welcher Gott, wenn er wirklich auf der Höhe steht, kann umhin, über unsere schwersten Verfehlungen zu lächeln, wie man über das Spiel junger Hunde auf dem Teppich lächelt? Und was wäre ein Gott, der nicht lächelte? Glaubt Ihr, man gäbe sich die Mühe, wenn man wahrhaft rein wird, den Blicken des Engelchors die kleinen Vorgänge seiner grossen Handlungen zu entziehen? Und dennoch giebt es in uns mehr als Ein Ding, das in den Augen der auf den Bergen thronenden Götter fehlgehen kann; und unsre Seele weiss sehr wohl, dass sie dereinst Rechenschaft abzulegen hat. Sie lebt, ohne etwas zu sagen, unter der Hand eines grossen Richters, dessen Worte zu erhaschen nur nicht gelingt. Aber welche Rechenschaft wird es sein? Wo die Moral finden, die es sagt? Giebt es eine mystische Moral, die in Gegenden herrscht, welche weiter abliegen als die unsrer Gedanken? Und ein Centralgestirn, das wir nicht sehen, und dem gegenüber unsre geheimsten

Wünsche nur ohnmächtige Planeten sind? Giebt es im Mittelpunkt unsres Wesens einen durchsichtigen Baum, an dem alle unsre Handlungen und Tugenden nur die nachtreibenden Blätter und Blüten sind? Im Grunde wissen wir nicht, welcher Bosheit unsre Seele fähig ist, und wir wissen noch nicht einmal, weswegen wir vor einer höheren Vernunft oder einer andren Seele erröten sollten. Und doch: wer von uns fühlt sich rein und fürchtet nicht einen Richter? und welche Seele bangt nicht vor einer anderen Seele?



Hier sind wir nicht mehr in den bekannten Thälern des tierischen oder geistigen Lebens. Wir nahen den Thoren der dritten Umwallung, will sagen, des göttlichen Lebens der Mystik. Nur tastend kommt man über ihre Schwelle. Und ist die Schwelle überschritten, wo sind dann die Gewissheiten? Wo verbergen sich diese wunderbaren Gesetze, die wir fortwährend übertreten, ohne dass unser Bewusstsein es vielleicht ahnt, obschon unsere Seele gewarnt ward? Und woher stammte das Dunkel jener mystischen Uebertretungen, das sich zuweilen auf unser Leben legte und es plötzlich so furchtbar machte, zu leben? Welches sind die grossen Sünden des Geistes, die wir begehen können? Werden wir uns schämen, gegen unsre Seele angekämpft zu haben, oder kämpft unsre Seele unsichtbar gegen Gott? Und ist dieser Kampf so schweigsam, dass kein Seufzer die Wände durchdringt? Giebt es einen Augenblick, wo wir die Königin mit geschlossenen Lippen verstehen können? Sie schweigt ohne Hoffnung bei allen Begebenheiten der Oberfläche; aber giebt es nicht deren andre, die man kaum bemerkt, und die dennoch ewige und tiefe Mächte berühren? Hier ist nun einer, der stirbt, der betrachtet oder weint, einer, der zum erstenmale sich naht, oder dein Feind, der vorbeigeht: – flüstert sie dann nicht vielleicht etwas? Und wenn du dies hörtest, während du in der Zukunft schon den Freund nicht mehr liebst, dem du jetzt zulächelst? Aber das alles ist nichts und kommt nicht einmal der äusseren Klarheit des Abgrundes nahe. Man kann von diesen Dingen nicht reden, denn man ist zu allein. „Thatsächlich“, sagt Novalis, „rührt sich die Seele erst hier und dort; wann wird sie doch ganz in Bewegung kommen, und wann wird die Menschheit beginnen, ein Bewusstsein in Masse zu erhalten?“ Nur

unter dieser Bedingung werden einige etwas verstehen. Man muss geduldig warten, bis dies höhere Bewusstsein sich nach und nach bildet. Möglich, dass dann einer von denen, die da kommen werden, zum Ausdruck dessen gelangt, was wir alle diesseits der Seele empfinden; denn sie ist wie das Antlitz des Mondes, das man nicht von Anbeginn der Welt an gewahrt hat.

UEBER DIE WEIBER



uch in diesem Bereiche sind die Gesetze unbekannt. Ueber unsern Häuptern funkelt am Zenith der Stern der Liebe, die uns vorher bestimmt ist; und alle unsre Liebschaften werden bis zuletzt unter den Strahlen und im Dunstkreise dieses Sternes entstehen. Mögen wir zur Rechten oder auch zur Linken, auf den Höhen oder in den Niederungen wählen, mögen wir, um herauszukommen aus diesem Zauberkreise, den wir um alle Vorgänge unsres Lebens gezogen fühlen, unsern Instinkt vergewaltigen und gegen die

Wahl unsres Sternes zu wählen suchen: wir werden doch immer das Weib wählen, das von dem unveränderlichen Gestirne kommt. Und wenn wir wie Don Juan tausendunddrei küssen – wenn der Abend da ist, wo die Arme sich lösen und die Lippen sich trennen, werden wir erkennen, dass es noch dasselbe Weib ist, das gute oder böse, das zärtliche oder grausame, das liebende oder ungetreue, das sich vor uns hält . . . In Wahrheit kommen wir nie aus dem kleinen Lichtkreise heraus, den unser Schicksal um unsre Schritte zieht, und man könnte sagen, dass die entferntesten Menschen Färbung und Ausdehnung dieses unüberschreitbaren Ringes kennen. Die Farbe dieser geistigen Strahlen ist es, die sie zuallererst gewahren, und die sie uns lächelnd die Hand reichen oder scheu zurückziehen heisst. Wir alle kennen uns in einem höheren Bezirke, und die Vorstellung, die ich mir von einem Unbekannten mache, nimmt unmittel-

bar an einer geheimnisvollen Wahrheit teil, die tiefer ist als die materielle Wahrheit. Wer von uns hat nicht diese Dinge erfahren, die sich in den undurchdringlichen Sphären der fast den Sternen angehörenden Menschheit zutragen? Wenn Ihr einen Brief von einer am grossen Busen des Weltmeeres verlorenen Insel empfangt, geschrieben von einer Hand, die Euch unbekannt war, seid Ihr da ganz sicher, dass ein Unbekannter Euch schreibt und verspürt Ihr nicht beim Lesen – die Götter wissen allein, in welchen Sphären – über diese Seele Gewissheiten, die untrüglicher und gewichtiger sind, als alle gewöhnlichen Gewissheiten? Und glaubt Ihr andererseits nicht, dass diese Seele, die trotz der Zufälligkeit von Raum und Zeit der Euren gedachte, nicht auch entsprechende Gewissheiten hatte? Es giebt da von beiden Seiten seltsame Erkennungen, und wir können unser Dasein nicht verbergen. Nichts wirft scheinbar auf die zarten Bande, die zwischen allen Seelen bestehen müssen, ein eigneres Licht, als diese kleinen Mysterien, die den Briefaustausch zwischen zwei Unbekannten begleiten. Dies ist vielleicht eine der schmalen Spalten, – traurig, gewiss, aber es giebt deren so wenige, dass wir uns mit dem blassesten Schimmer begnügen müssen, – dies ist vielleicht eine der schmalen Spalten in der Thüre der Finsternis, durch die wir einen Augenblick ahnen können, was in der Höhle nie entdeckter Schätze vor sich gehen muss. Man prüfe die empfangenen Briefschaften eines Menschen, und man wird darin, ich weiss nicht, welche seltsame Einheit finden. Ich kenne weder diesen noch jenen, die mich diesen Morgen befragen, und doch weiss ich bereits, dass ich dem ersten nicht auf dieselbe Weise werde antworten können, als ich dem zweiten antworten werde. Ich habe etwas Unsichtbares gesehen. Und was mich betrifft, so bin ich sicher, dass, wenn jemand, den ich nie bemerkt habe, mir schreibt, sein Brief nicht genau so ist, als wenn er an meinen Freund geschrieben hätte, der mich in diesem Augenblick ansieht. Es wird immer eine unfassliche geistige Verschiedenheit da sein. Das ist das Zeichen der Seele, die unsichtbar eine andre Seele grüsst. Man muss glauben, dass wir uns in Gegenden kennen, von denen wir nichts wissen, und dass wir eine gemeinsame Heimat besitzen, wohin wir gehen, wo wir uns wiederfinden, und von wo wir ohne Mühe zurückfinden.

In dieser gemeinsamen Heimat wählen wir auch unsre Geliebten; darum täuschen wir uns auch nicht, und unsre Geliebten täuschen sich noch weniger. Das Reich der Liebe ist vor allem das grosse Reich der Gewiss-

heiten, weil in ihm die Seelen am meisten Musse haben. Hier haben sie in der That nichts andres zu thun, als sich wiederzuerkennen, von Grund aus zu bewundern und sich thränenden Auges auszufragen, wie junge Schwestern, die sich wiederfinden, während die Arme sich verschlingen und die Lippen sich kreuzen, so weit von ihnen . . . Endlich haben sie Zeit, sich zuzulächeln, im harten Alltagsleben inne zu halten und einen Augenblick für sich zu leben; und vielleicht verbreitet sich von den Höhen dieses Lächelns und dieser unaussprechlichen Blicke über die fadeiten Augenblicke der Liebe das geheimnisvolle Etwas, das auf immer die Erinnerung an die Begegnung der Lippenpaare erhält . . .

Aber ich spreche hier nur von vorherbestimmter und wahrer Liebe. Wenn wir eine von denen wiederfinden, die das Schicksal uns aufgespart hat und die es nun den Schoss der grossen Städte des Geistes verlassen heisst, in denen wir ohne unser Wissen leben, und sie auf den Kreuzweg sendet, wo wir zur nämlichen Stunde vorüber müssen, so sind wir vom ersten Blick an unterrichtet. Einige versuchen dann das Schicksal zu vergewaltigen. Vielleicht, dass wir wütend die Hand auf unsere Lider legen, um nicht mehr zu sehen, was man sehen musste, und dass wir, mit unsern schwachen Kräften gegen ewige Mächte anringend, es durchsetzen, vorüberzugehen, um einer andern Abgesandten zu begegnen, die nicht für uns da ist. Aber, was wir auch thun mögen, es wird uns nicht gelingen, „das tote Wasser in den grossen Behältern der Zukunft zu erregen.“ Es wird sich nichts ereignen, die reine Kraft der Höhen will und wird niemals herabsteigen, und diese unnützen Küsse und Stunden werden sich den wahren Küssen und Stunden unsres Lebens nicht beigesellen lassen . . .

Das Schicksal schliesst zuweilen die Augen, aber es weiss wohl, dass wir am Abend ihm zurückkehren werden, und dass das letzte Wort ihm gebührt. Es kann die Augen schliessen, aber die Zeit, die sie schliesst, ist verlorene Zeit . . .

Wie es scheint, ist das Weib mehr als wir den Vorbestimmungen unterworfen. Es unterwirft sich ihnen mit viel grösserer Einfalt. Es kämpft nie aufrichtig dagegen an. Es steht noch näher zu Gott und giebt sich mit weniger Zurückhaltung der reinen Handlung des Mysteriums hin. Und aus diesem Grunde scheinen uns ohne Zweifel alle Ereignisse, bei denen es sich in unser Leben einmischt, uns auf etwas zurückzuführen, was den Quellen des Schicksals selbst gleicht. Überhaupt hat man in ihrer Nähe

zuweilen und vorübergehend „ein klares Vorgefühl“ von einem Leben, das sich nicht immer mit dem Erscheinungs-Leben deckt. Es bringt uns den Thoren unsres Wesens wieder nahe. Wer weiss, ob nicht die Helden in einem dieser tiefen Augenblicke, wo sie an seinem Busen ruhten, die Kraft und Treue ihres Sterns empfanden, und ob der Mensch, der nie am Herzen eines Weibes gelegen, je das feste Gefühl der Zukunft gehabt hat!

Wir treten noch einmal in die gestörten Kreise des höheren Bewusstseins ein. Ach! Wie wahr ist es auch hier, dass „die sogenannte Psychologie eine der Larven ist, die im Heiligtum des Platzes sich bemächtigt haben, der für die wahren Götterbilder vorbehalten war!“ Denn es handelt sich nicht immer um Oberfläche, es handelt sich nicht einmal um die gewichtigsten Hintergedanken. Oder glaubt man wohl, dass es in der Liebe nur Gedanken, Thaten und Worte giebt, und dass die Seelen aus diesen Kerkern nicht herauskommen? Muss ich durchaus wissen, ob die, welche ich heute umarme, eifersüchtig oder treu, lustig oder traurig, aufrichtig oder gar treulos ist? Glaubte man, diese kleinen, elenden Worte gelangten bis zum Gipfel, wo unsre Seelen sitzen und unser Schicksal sich stillschweigend vollzieht? Was liegt mir daran, ob sie mir von Regen oder Schmuck, Federn oder Nadeln spricht, und ob es den Anschein hat, als verstünde sie mich nicht? Glaubte man, ich lechzte nach einem erhabenen Worte, wenn ich fühle, wie eine Seele meine Seele anschaut, und ich wüsste nicht, dass auch die wundervollsten Gedanken nicht das Recht haben, im Angesicht von Mysterien das Haupt zu erheben? Ich bin immer am Ufer des Meeres, und wenn ich Pascal, Platon oder Michel Angelo wäre, und meine Liebste spräche mir von ihren Ohrgehängen, so würde alles, was ich sagte, alles, was sie mir sagte, in gleicher Weise auf den Tiefen des inneren Meeres schwimmen, das wir eins im andern betrachten. Mein höchster Gedanke wird nicht schwerer in der Wage des Lebens oder der Liebe wiegen, als die paar armen Worte des geliebten Kindes über seine Silberringe und sein Halsband von Perlen oder Glas . . .

Wir sind es, die nicht verstehen, weil wir immer in den Niederungen unsres Verstandes sind. Man braucht nur bis zum ersten Bergschnee zu steigen, und alle Ungleichheiten ebnen sich unter der läuternden Hand des sich öffnenden Horizontes. Welcher Unterschied ist dann noch zwischen einem Worte Mark Aurels und der Behauptung des Kindes,

dass es kalt sei? Seien wir demütig und suchen wir das Zufällige vom Wesentlichen zu scheiden. Wir müssen nicht über dem „Treibholz“ die Wunder des Abgrundes vergessen. Die schönsten Gedanken und die niedrigsten Vorstellungen ändern den ewigen Anblick unsrer Seele nicht mehr, als Himalaya und Felsklüfte den Anblick unsrer Erde unter den Sternen des Himmels verändert. Ein Blick, ein Kuss, und die Gewissheit einer unsichtbaren Gegenwart, und alles ist gesagt; ich weiss, dass ich an der Seite einer Gleichen bin . . .

Aber die Gleiche ist wahrhaft bewundernswert und seltsam; und sobald es liebt, besitzt das niedrigste Mädchen etwas, was wir niemals haben, weil in seiner Vorstellung die Liebe immer ewig ist. Haben sie aus diesem Grunde alle Beziehungen zu den Urgewalten, die uns untersagt sind? Die besten unter uns befinden sich fast immer weit entfernt von ihren Schätzen der zweiten Umwallung; und wenn ein feierlicher Augenblick des Lebens ein Juwel aus diesem Schatze fordert, entsinnen sie sich nicht mehr der Pfade, die dahin führen, und bieten den gebieterischen, untäuschbaren Umständen vergeblich die falschen Steine ihres Verstandes dar. Aber das Weib vergisst nie den Weg zu seinem Mittelpunkt, und ob ich es in Überfluss oder Elend, Unwissenheit oder Wissen, Schande oder Ruhm ertappe, es wird, wenn ich ihm ein Wort sage, das wirklich aus den jungfräulichen Tiefen meiner Seele hervorgeht, die geheimen Pfade, die es nie aus den Augen verloren hat, zurückzufinden wissen, und mir ohne Umstände und ohne Zögern aus der Tiefe des unerschöpflichen Vorrats der Liebe ein Wort, einen Blick oder eine Gebärde wiedergeben, die ebenso rein sein werden, wie die meinen. Man könnte sagen, dass seine Seele ihm immer zur Hand ist; es ist Tag und Nacht bereit, den höchsten Forderungen einer andern Seele Bescheid zu thun, und das Lösegeld der Ärmsten unterscheidet sich nicht von dem der Königinnen . . .

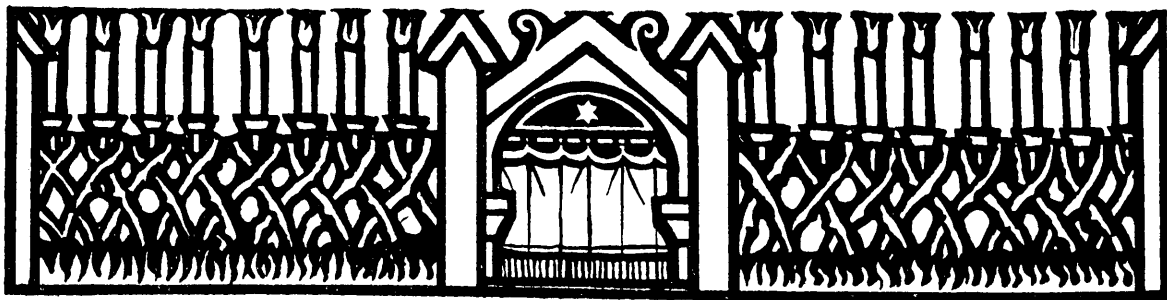
Nähern wir uns mit Ehrfurcht den geringsten und stolzesten, den zerstreuten und nachdenklichen, denen, die noch lachen, und denen, die weinen; denn sie wissen Dinge, die wir nicht wissen, und eine Leuchte haben sie, die wir verloren haben. Sie wohnen zu Füßen der Notwendigkeit selbst und kennen besser als wir ihre vertrauten Pfade. Und darum haben sie erstaunliche Gewissheiten und einen wundervollen Ernst, und man sieht wohl, dass sie sich bei ihren kleinsten Handlungen von den festen und starken Händen der grossen Götter hochgehalten fühlen. Ich sagte soeben,

dass sie uns den Thoren unsres Wesens wieder nahebrächten, und in der That könnte man glauben, dass alle unsre Beziehungen zu ihnen durch den Spalt dieses Urthores und in jenem unfasslichen Flüstern statthaben, das ohne Zweifel die Entstehung der Dinge begleitete, damals, als man nur mit leiser Stimme sprach, aus Furcht, ein Verbot oder einen ungeahnten Befehl zu überhören . . .

Es wird die Schwelle dieser Thür nicht überschreiten, sondern erwartet uns auf der Innenseite, wo die Quellen sind. Und wenn wir dann von aussen anklopfen und es öffnet, lässt seine Hand nie den Schlüssel oder Riegel los. Es blickt einen Augenblick den ihr nahenden Zugesandten an, und in diesem kurzen Augenblick hat es alles, was es muss, vernommen, und die zukünftigen Jahre haben bis an das Ende der Zeiten gezittert . . . Wer kann uns sagen, was der erste Blick der Liebe enthält, „dieser Zauberstab, gemacht aus einem Strahl gebroch'nen Lichtes,“ der, vom ewigen Brennpunkt unsres Wesens ausgegangen, zwei Seelen verwandelt und um zwanzig Jahrhunderte verjüngt hat! Die Thüre schliesst sich dann oder öffnet sich; man mache keine Anstrengungen mehr, alles ist entschieden. Sie weiss. Sie wird euch eure Handlungen, Worte und Gedanken nicht mehr anrechnen, und wenn sie diese noch überwacht, wird sie es nur noch lächelnd thun; und unbewusst wird sie alles zurückweisen, was nicht geeignet ist, die Gewissheiten dieses ersten Blickes zu befestigen. Und wenn ihr glaubt, sie irre zu führen, so wisst, dass sie recht hat gegen euch selbst, und dass ihr allein die Irrenden seid; denn ihr seid weit gewisser, was ihr in ihren Augen seid, als was ihr in eurer Seele zu sein glaubt, selbst wenn sie sich unaufhörlich über den Sinn eines Lächelns, einer Gebärde oder einer Thräne täuscht . . .

O ihr verborgenen Schätze, die nicht einmal einen Namen haben! . . . Ich wünschte, dass alle, die erfuhren, dass sie schlecht sind, es ihrerseits verkündeten und uns ihre Gründe sagten, und wenn diese Gründe tief sind, werden wir erstaunt sein und sehr weit ins Mysterium hineingeraten. Sie sind fürwahr die verschleierte Schwestern aller grossen Dinge, die man nicht sieht. Sie sind fürwahr die nächsten Angehörigen des Unendlichen, das uns umgiebt, und wissen ihm alleine noch mit der vertrauten Anmut des Kindes zuzulächeln, das seinen Vater nicht fürchtet. Sie unterhalten hienieden wie ein himmlisches und unnützlich Kleinod das reine Feuer unsrer Seele; und wenn sie abschieden, würde der Geist allein

ob einer Wüste herrschen. Sie haben noch die göttlichen Wallungen der ersten Tage, und ihre Wurzeln tauchen viel unmittelbarer als die unsern in alles, was nie Grenzen hatte. Ich bedaure wahrlich die, welche sich über sie beklagen, denn sie wissen nicht, auf welchen Höhen man die wahrhaftigen Küsse findet. Und doch, wie wenig scheinen sie, wenn die Männer sie im Vorübergehen anblicken! Sie sehen sie im Schosse ihrer kleinen Behausungen sich rühren; diese neigt sich ein wenig; dort unten schluchzt die andre; eine dritte singt, und die letzte stickt – und nicht einer versteht, was sie machen! . . . Sie kommen und suchen sie auf, wie man lächelnde Dinge aufsucht. Sie nähern sich ihnen nur mit lauerndem Geiste; und die Seele kann nur unter den grössten Zufälligkeiten hereinschlüpfen. Sie forschen sie misstrauisch aus, und erhalten keine Antwort, weil jene schon wissen. Da gehen sie dann fort und zucken die Achseln, überzeugt, dass sie nicht verstehen . . . „Aber was brauchen sie dies zu verstehen?“ antwortet uns der Dichter, der stets Recht hat; was brauchen sie zu verstehen, diese beglückten Seelen, die das beste Teil erwählt haben und wie eine reine Flamme der Liebe auf dieser Erdenwelt nur auf der Zinne der Tempel oder auf der Mastspitze irrender Schiffe leuchten, ein Wahrzeichen himmlischen Feuers, das alles durchglüht. Gar oft überraschen diese liebenden Kinder in geweihten Stunden wundervolle Geheimnisse der Natur und offenbaren sie mit unbewusster Offenherzigkeit. Der Weise folgt ihren Spuren, um all die Edelsteine aufzulesen, mit denen sie in ihrer Unschuld und Freude die Strassen besäet haben. Und der Dichter, der empfindet, was sie empfinden, dankt ihrer Liebe und sucht diese Liebe, den Keim des goldnen Zeitalters, durch seine Gesänge in andre Zeiten und andre Gegenden zu verpflanzen. Denn was er über die Mystiker gesagt hat, bezieht sich vornehmlich auf die Weiber, als welche uns bis zum heutigen Tage den mystischen Sinn auf Erden bewahrt haben.



RUYSBROECK DER GROSSE



ine grosse Zahl von Werken ist von regelmässigerer Schönheit als dieses Buch Ruysbroecks des Grossen. Eine grosse Zahl von Mystikern sind ausdrücklicher und ansprechender, unter andren Swedenborg und Novalis. Es ist höchst wahrscheinlich, dass seine Schriften nur selten den Bedürfnissen von heute entsprechen. Andererseits kenne ich auch wenige Schriftsteller, die ungeschickter sind, alser; er verliert sich zu Zeiten in seltsame Kindereien; und die ersten zwanzig Kapitel seiner „Zierde der geistlichen Hochzeiten“,

wiewohl eine vielleicht notwendige Vorbereitung, enthalten nichts als flau und fromme Gemeinplätze. Er hat keinerlei äussere Anordnung und scholastische Logik. Er wiederholt sich oftmals, und scheint zu Zeiten sich zu widersprechen. Er verbindet die Unwissenheit eines Kindes mit dem Wissen eines Menschen, der von den Toten zurückgekommen ist. Er hat einen krampfhaften Satzbau, der mich mehr als Einmal hat schwitzen lassen. Er führt ein Bild ein und vergisst es. Er gebraucht selbst eine Anzahl unmöglicher Bilder, eine ungewöhnliche Erscheinung in einem Werke von Treu und Glauben, die sich nur durch sein linkisches Wesen oder sein ausserordentliches Hasten erklären lässt. Unbekannt sind ihm die meisten Kunstgriffe der Sprache; nur vom Unaussprechlichen weiss er zu reden. Unbekannt sind ihm fast alle Gepflogenheiten, Geschicklichkeiten und Hilfsmittel philosophischen Denkens; er ist bestrebt, nur das Undenkbare zu denken. Wenn er uns von seinem kleinen Mönchsgarten spricht, bringt er es kaum fertig, uns zur Genüge zu sagen, was dort vorgeht; er schreibt dann wie ein Kind. Er unternimmt es, uns darüber zu belehren, was in

Gott vorgeht, und schreibt Seiten, die Platon nicht hätte schreiben können. Überall tritt ein ungeheuerliches Missverhältnis zwischen Wissen und Unwissenheit, Kraft und Wunsch zu Tage. Man muss sich nicht auf eine schriftstellerische Leistung gefasst machen; man wird nichts gewahren, als den zuckenden Flug eines trunkenen Aars, der blind und blutüberströmt über Schneegipfeln schwebt. Und noch ein letztes Wort brüderlicher Warnung. Ich habe Bücher gelesen, die für höchst wirr gelten, wie z. B. die „Schüler von Saïs“ und die „Fragmente“ von Novalis, die „Biographia litteraria“ und den „Freund“ von Samuel Taylor Coleridge; den „Timäus“ von Platon, die „Enneaden“ von Plotin, die „Göttlichen Namen“ von St. Denys, dem Areopagiten, und die „Aurora“ des grossen deutschen Mystikers Jacob Boehme, mit dem unser Autor mehr als Eine Verwandtschaft hat. Ich wage nicht, zu behaupten, dass Ruysbroecks Werke verworrener seien, als diese Werke, aber man verzeiht ihnen minder gern ihre Verworrenheit, weil es sich hier um ein Unbekanntes handelt, zu dem wir nicht von Anfang an Zutrauen haben. Es schien mir unumgänglich, die Müssiggänger auf der Schwelle dieses Tempels ohne Baustil redlich zu warnen; denn diese Übersetzung ist nur zur Rechtfertigung einiger Platoniker unternommen worden. Ich glaube, dass alle, die nicht in inniger Bekanntschaft mit Platon und den Neu-Platonikern Alexandrias gelebt haben, nicht eben weit in dieser Lektüre kommen werden. Sie werden glauben, ins Leere zu kommen; sie werden die Empfindung eines gleichförmigen Falles in einen bodenlosen Abgrund zwischen schwarzen und abschüssigen Felsen haben. In diesem Buche giebt es weder Luft noch Licht von gewöhnlicher Art; es ist ein geistiger Aufenthalt, unerträglich für die, welche sich nicht darauf bereitet haben. Man muss da nicht aus litterarischer Neugierde eindringen; es giebt da keinerlei Krimskrams; die Botaniker des Bildlichen werden dort nicht mehr Blumen finden, als an den Eisbänken des Pols. Ihnen sage ich, dass es eine grenzenlose Wüste ist, wo sie Durstes sterben werden. Sie werden dort sehr wenig Phrasen finden, die man in die Hände nehmen kann, um sie nach Litteratorenart anzustauen; dies sind Stichflammen oder Eisblöcke. Wolle keiner Rosen suchen in Island. Möglich, dass einige Blüten zwischen zwei Eisbergen harren, und es giebt dort in der That unbekannte Ausdrücke, unerhörte Gleichnisse, aber sie lohnen nicht die verlorene Zeit, wenn man sie von so weit her pflücken kommt. Man muss, ehe man hier eintritt, in einem philosophischen

Zustande sein, der von dem gewöhnlichen Zustand sich ebenso unterscheidet, wie der Zustand des Wachens vom Schläfe; und Porphyrius scheint in seinen „Prinzipien der Theorie vom Intelligiblen“ das beste Motto für dieses Buch geschrieben zu haben, wenn er sagt: „Kraft des Verstandes sagt man manches über das Prinzip, dem der Intellekt untergeordnet ist. Aber man hat eine Anschauung davon viel besser durch Abwesenheit des Gedankens, als durch das Denken. Es ist mit dieser Vorstellung wie mit der des Schlafes, von dem man in wachem Zustande bis zu einem gewissen Grade spricht, von dem man aber Kenntniss und Auffassung nur durch den Schlaf erhält. In der That wird Ähnliches nur durch Ähnliches erkannt, und die Vorbedingung aller Kenntniss ist, dass das Subjekt dem Objekt ähnlich werde.“ Ich wiederhole es, es ist sehr schwer, dies ohne Vorbereitung zu begreifen; und ich glaube selbst, dass uns ein grosser Teil dieses Mystizismus trotz unserer vorbereitenden Studien als reine Theorie erscheinen und die meisten dieser Erfahrungen übernatürlicher Psychologie uns nur als Zuschauern zugänglich sein werden. Die philosophische Einbildungskraft ist eine Eigenschaft, die sich nur sehr langsam anziehen lässt. Wir sind hier mit einem Schlage an den Schranken des menschlichen Denkens und weit über den Polarkreis des Geistes hinaus. Es ist dort ausserordentlich kalt und ausserordentlich dunkel; und doch findet man dort nichts als Flammen und Licht. Aber für Ankömmlinge, die ihre Seele auf diese neuen Eindrücke nicht vorbereitet haben, sind diese Flammen und dieses Licht so dunkel und kalt wie auf einem Gemälde. Es handelt sich hier um die exakteste Wissenschaft; es handelt sich darum, die rauhesten und unwohnlichsten Vorberge des Göttlichen zu durchqueren. Das „Erkenne dich selbst“ und die Mitternachtsonne herrschen über dem hohlgehenden Meere, in dem die menschliche Psychologie sich mit der göttlichen vermischt. Daran muss man unaufhörlich denken; es handelt sich hier um eine sehr tiefe Wissenschaft und nicht um einen Traum. Träume sind nicht übereinstimmend; Träume haben keine Wurzeln, aber die lichtweisse Blume der göttlichen Metaphysik, die sich hier entfaltet, hat ihre geheimen Wurzeln in Persien und Indien, in Ägypten und Griechenland. Und doch scheint sie unbewusst wie eine Blume und weiss nichts von ihren Wurzeln. Zum Unglück ist es uns unmöglich, uns in den Zustand einer Seele zu versetzen, die diese Wissenschaft ohne Anstrengung erfasst hat; wir können

sie nicht von innen zu Augen bekommen und in uns selbst nachbilden. Es fehlt uns an dem, was Emerson das „innere aus-sich-Heraus“ nennen würde. Wir können diese Vorstellungen nicht mehr in unsere eigne Wesenheit umformen; höchstens ist es uns möglich, die wunderbaren Erfahrungen von aussen zu bestätigen, als welche während der Dauer eines ganzen Planetensystems nur einer sehr kleinen Zahl von Seelen zur Hand sind. „Es ist nicht recht, sagt Plotin, nachzuforschen, woher diese intuitive Erkenntnis kommt, gleich als wäre sie ein Ding, das von Ort und Bewegung abhängt; denn dies naht nicht von hier noch scheidet von dort, um anderswo hinzugehen; sondern dies erscheint oder erscheint nicht. Weshalb man es nicht verfolgen muss, um seine geheimen Quellen aufzudecken; sondern man warte schweigend, bis dass es plötzlich über uns erglänzt und uns auf das heilige Schauspiel vorbereitet, wie das Auge geduldig den Sonnenaufgang erwartet.“ Und an andrer Stelle fügt er hinzu: „Nicht durch Einbildungskraft noch durch Vernunftschlüsse, die gezwungen sind, sich selbst ihre Prinzipien anderswo zu holen, stellen wir uns das Intelligible vor (d. h. die Dinge da oben); dies geschieht durch das Vermögen, sie anzuschauen, das wir besitzen, und das uns erlaubt, hienieden davon zu reden. Wir sehen das Intelligible also, indem wir hienieden die gleiche Kraft in uns erwecken, die wir in uns erwecken müssen, wenn wir in der intelligiblen Welt sind. Wir gleichen einem Manne, der beim Erklimmen eines Berggipfels die Gegenstände wahrnehmen würde, die für die nicht Aufgestiegenen unsichtbar sind.“ Aber wiewohl alle Wesen, vom Stein und der Pflanze bis zum Menschen, Betrachtungen sind, so sind es doch unbewusste Betrachtungen, und es ist uns sehr schwer, einige Erinnerung an die verflossene Thätigkeit des toten Vermögens in uns wiederzufinden. Wir gleichen hier dem Auge im neuplatonischen Gleichnis. „Es entfernt sich vom Lichte, um die Finsternis zu sehen, und hierdurch eben sieht es nicht; denn es kann die Finsternis nicht mit dem Lichte sehen, und dennoch sieht es ohne dem nichts; auf diese Weise sieht es im Nichtsehen die Finsternis soweit, als es von Natur befähigt ist, sie zu sehen.“ Ich weiss, welches Urteil die meisten Menschen über dies Buch fällen werden. Sie werden darin das Werk eines verzückten Mönches sehen, eines wilden Einsiedlers und Eremiten, der von Fasten trunken und verzehrt von Fieber ist. Sie werden darin einen schwarzen, ausschweifenden Traum sehen, den grosse Blitze durchzucken – und weiter nichts. Das ist die

gewöhnliche Vorstellung, die man von Mystikern sich macht; und man vergisst nur allzuoft, dass alle Gewissheit nur in ihnen ist. Im übrigen müsste man, wenn es wahr ist, dass jedermann in seinen Träumen ein Shakespeare ist, wie man gesagt hat, sich fragen, ob jedermann in seinem Leben nicht ein unentwickelter Mystiker und tausendmal transcendentaler ist, als alle, die sich durch das Wort umzirkelt haben. Welche menschliche Handlung giebt es, deren letzter Beweggrund nicht mystisch wäre? Ist zum Beispiel das Auge des Liebenden oder der Mutter nicht tausendfach verworrener, undurchdringlicher und mystischer, als dieses Buch, das nach allem arm und erklärlich ist, wie alle Bücher, als welche immer nur tote Mysterien sind, deren Horizont sich nicht mehr erneuert? Wenn man dies nicht versteht, versteht man vielleicht überhaupt nichts mehr. Aber um auf unsern Autor zurückzukommen, so werden einige ohne Mühe erkennen, dass dieser Mönch, weit entfernt, durch Hunger, Einsamkeit und Fieber zum Narren geworden zu sein, im Gegenteil eins der weisesten, genausten und zartesten philosophischen Organe besessen hat, die es je gegeben. Wie man uns sagt, lebte er in seiner Groendaeler Hütte, mitten im Walde von Soignes, am Anfang eines der wildesten Jahrhunderte des Mittelalters, nämlich des vierzehnten. Er konnte kein Griechisch und vielleicht kein Latein. Er war allein und arm. Und doch empfängt inmitten dieses dunklen Brabanter Waldes seine unwissende und einfältige Seele unbewusst den blendenden Widerschein aller einsamen und geheimnisvollen Gipfel des menschlichen Denkens. Er kennt ohne sein Wissen den Platonismus Griechenlands, den Sufismus Persiens, den Brahmanismus Indiens und den Buddhismus des Tibet; seine wundervolle Unwissenheit findet die Weisheit begrabener Jahrhunderte wieder und sieht die Wissenschaft von Zeiten voraus, die noch nicht geboren sind. Ich könnte ganze Seiten aus Platon, Plotin, Porphyrius, den Zendschriften, den Gnostikern und der Kabbala zitieren, deren fast göttliches Wesen sich unberührt in den Schriften des armen vlämischen Priesters wiederfindet. Es giebt dort seltsame Übereinstimmungen und beunruhigende Gleichklänge. Mehr noch: er scheint zuweilen ganz bestimmt die Mehrzahl seiner unbekannten Vorgänger geahnt zu haben; und ebenso, wie Plotin seine erhabene Reise an der Wegekreuzung beginnt, wo Platon erschrocken angehalten und sich auf die Kniee geworfen hat, hat Ruysbroeck, wie man sagen könnte, nach einer Ruhe von mehreren Jahrhunderten nicht sowohl diese Art zu denken

wieder erweckt – denn diese Art zu denken schlummert nie –, als diese Art von Worten, die auf den Bergen eingeschlafen war, wo sie Plotin geblendet im Stich gelassen hatte, und sich die Hand vor Augen hielt, wie vor einer ungeheuren Feuersbrunst.

Aber der Organismus ihrer Gedanken ist seltsam verschieden. Platon und Plotin sind vor allem die Fürsten der Dialektik. Sie kommen zum Mystizismus durch die Wissenschaft der Dialektik. Sie machen Gebrauch von ihrer wortstreitenden Seele und scheinen ihrer anschauenden oder betrachtenden Seele zu misstrauen. Die Vernunft betrachtet sich im Spiegel der Vernunft und bemüht sich, gegen den Reiz jedes andern Widerscheins unempfindlich zu bleiben. Sie setzt ihren Lauf fort, wie ein Süßwasserstrom inmitten des Meeres, mit dem Vorgefühl baldiger Auflösung. Hier – finden wir im Gegenteil die Gewohnheiten asiatischen Denkens vor; die anschauende Seele herrscht allein über der dialektischen Ausmusterung der Vorstellungen durch das Wort. Die Ketten des Traumes sind gefallen. Ist dies minder gewiss? Niemand vermag es zu sagen. Der Spiegel der menschlichen Intelligenz ist in diesem Buche etwas völlig unbekanntes; aber es giebt darin einen andern Spiegel, der dunkler und tiefer ist, und den wir im innersten Kern unsres Wesens bergen; auf ihm lässt sich keine Einzelheit scharf erkennen, und auf seiner Oberfläche halten sich Worte nicht; die Vernunft zerbräche ihn, wenn sie einen Augenblick ihr weltliches Licht darauf fallen liesse; aber etwas andres zeigt sich darauf zuweilen. Ist es die Seele? Oder Gott selbst? Oder das eine und das andre zugleich? Man wird es niemals ergründen; und doch sind diese fast unsichtbaren Erscheinungen die einzigen wahren Herrscherinnen des Lebens – auch des Ungläubigsten und Blindesten unter uns. Hier – wird man nichts andres wahrnehmen, als die dunklen Spiegelungen dieses Glases; und wie sein Schatz unerschöpflich ist, gleichen diese Spiegelungen keiner von denen, die wir in uns selbst erfahren haben; und trotz allem erscheint ihre Gewissheit ausserordentlich. Darum weiss ich auch nichts erschrecklicheres, als dieses Buch von gutem Glauben. Es giebt auf Erden keine psychologische Kenntnis, keine metaphysische Erfahrung, keine mystische Intuition, so verworren, tief und unerwartet sie auch sein mögen, die wir nicht nötigenfalls nachbilden und einen Augenblick in uns selbst zum Leben erwecken könnten, um uns von ihrer Uebereinstimmung mit dem Menschlichen zu überzeugen; aber hier gleichen wir dem blinden Vater, der sich

des Gesichts seiner Kinder nicht mehr erinnern kann. Keiner dieser Gedanken sieht wie ein Bruder oder eine Schwester irdischer Gedanken aus; wir scheinen die Erfahrung von Gott verloren zu haben, und doch versichert uns alles, dass wir nicht ins Haus der Träume geraten sind. Muss man mit Novalis ausrufen, dass die Zeit dahin ist, wo der Geist Gottes zu greifen war, und dass der Sinn der Welt auf ewig verloren ist? Dass ehemals alles Erscheinung des Geistes war, während wir heute nur tote Reflexe des Geistes wahrnehmen, die wir nicht verstehen, und dass wir einzig und allein von den Früchten besserer Tage leben?

Ich glaube, man muss sich in Demut gestehen, dass der Schlüssel zu diesem Buche sich nicht auf den gewöhnlichen Strassen des menschlichen Geistes findet. Dieser Schlüssel ist nicht für irdische Thore bestimmt, und man muss ihn sich verdienen, indem man sich so weit wie möglich von der Erde entfernt. Einen einzigen Führer trifft man noch auf diesen einsamen Wegen, einen, der uns die letzten Winke für diese geheimnisvollen Inseln und Inseln der Abstraktion und Liebe geben kann; das ist Plotin, als welcher sich bemüht hat, mit dem menschlichen Verstande das göttliche Vermögen, das hier herrscht, zu analysieren. Er hat die gleichen „Extasen“ empfunden, wie wir mit einem nichtssagenden Worte sagen, die im Grunde nichts sind, als der Anfang der völligen Entdeckung unsres Wesens; und inmitten ihrer Wirren und Finsternisse hat er keinen Augenblick das forschende Auge des Psychologen geschlossen, der sich Rechnung abzulegen sucht, auch von den ungewöhnlichsten Erscheinungen seiner Seele. Er ist somit die letzte Mole, von der aus man ein wenig die Wogen und den Horizont dieses dunklen Meeres begreifen kann. Er bemüht sich, die Pfade der gewöhnlichen Intelligenz bis zum Kern dieses Abbruchs zu verlängern, weshalb man unablässig auf ihn zurückkommen muss; denn er ist der einzige mystische Analytiker. Denen, welche diese wunderbaren Ausflüge reizen, möchte ich hier noch eine der Seiten geben, wo er den Organismus dieses göttlichen Vermögens des inneren Schauens zu erklären versucht hat.

„Bei der intellektuellen Anschauung – sagt er – sieht der Intellekt die intelligiblen Objekte mittels des Lichtes, das auf sie das Ur-Eine ausgiesst, und beim Anschauen dieser Objekte sieht es in Wahrheit das intelligible Licht. Aber sobald es seine Aufmerksamkeit den belichteten Objekten zuwendet, sieht es nicht ganz rein das Prinzip, das sie erhellt; wenn es dagegen die Objekte vergisst, welche es betrachtet, und nur die Klarheit

anschaut, die diese sichtbar macht, sieht es das Licht selbst und das Prinzip des Lichtes. Aber nicht ausser sich betrachtet der Intellekt das intelligible Licht. Er gleicht darin dem Auge, das, ohne ein äusseres und fremdes Licht zu beachten, ja, ohne es wahrzunehmen, plötzlich von einer Klarheit getroffen wird, die ihm eignet, oder von einem Strahle, der aus ihm selbst hervorquillt und ihm inmitten der Finsternis leuchtet; desgleichen, wenn das Auge, um nichts von den andern Objekten zu sehen, seine Lider schliesst und sein Licht aus sich selbst zieht, oder wenn es unter dem Drucke der Hand das Licht gewahrt, das es in sich hat. Dann sieht es, obwohl es nichts äusseres sieht; es sieht sogar mehr als in jedem andern Augenblicke, denn es sieht das Licht. Die andren Objekte, die es vordem sah, indem es davon erleuchtet ward, waren nicht das Licht selbst. Desgleichen, wenn der Intellekt das Auge irgendwie vor andren Objekten schliesst, um sich auf sich selbst zu beschränken, so sieht er, indem er nichts sieht, nicht ein fremdes Licht in fremden Formen leuchten, sondern sein eigenes Licht, das dann plötzlich in reiner Klarheit innerlich erstrahlt.“

„Die Seele – sagt er uns noch – die Gott erforscht, muss sich eine Vorstellung davon machen, indem sie ihn zu erkennen sucht; sie muss auch, wohl wissend, mit welchem grossen Wesen sie sich vereint, und überzeugt, dass sie in dieser Vereinigung die Seligkeit finden wird, sich in die Tiefen der Gottheit versenken, bis dass sie, statt sich zu betrachten, statt die intelligible Welt zu betrachten, selbst ein Gegenstand der Betrachtung wird und in der Klarheit von Ideen erstrahlt, die dort oben ihren Ursprung haben.“

Dies ist ungefähr alles, was menschliche Weisheit uns hier sagen kann, und was der Fürst der transcendentalen Metaphysik hat ausdrücken können; die anderen Erklärungen müssen wir in uns selbst in Tiefen finden, wo jede Erklärung sich mit ihrem Ausdruck aufhebt. Denn nicht nur im Himmel und auf Erden, sondern auch vor allem in uns giebt es mehr Dinge, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt, und sobald wir nicht mehr gezwungen werden, in Formeln zu zwingen, was geheimnisvolles in uns lebt, sind wir tiefer als alles, was je geschrieben wurde, und grösser, als alles, was besteht.

Wenn ich dieses nun übersetzt habe, so geschah es einzig und allein, weil ich glaube, dass die Schriften der Mystiker die reinsten Diamanten im wunderbaren Kronschatz der Menschheit sind; wiewohl eine Uebersetzung vielleicht unnütz ist und die Erfahrung zu lehren scheint, dass es

sehr wenig darauf ankommt, ob das Mysterium der Fleischwerdung eines Gedankens sich im Licht oder in der Finsternis vollzieht; genug, dass es stattgefunden hat. Aber wie dem auch sein möge, die mystischen Wahrheiten haben vor den gewöhnlichen Wahrheiten ein seltsames Vorrecht: sie können weder altern noch sterben. Es giebt keine Wahrheit, die nicht eines Morgens auf die Welt herniedergestiegen ist, strotzend von Kraft und Jugend und bedeckt mit dem frischen und wunderbaren Schmelz, der den Dingen eignet, die noch nicht ausgesprochen worden sind; man durchlaufe heute die Krankenstuben der menschlichen Seele, wo jeden Tag welche sterben, und man wird keine einzige mystische Wahrheit darunter finden. Sie haben die Unversehrbarkeit der Swedenborgschen Engel, als welche beständig dem Lenze ihrer Jugend zuschreiten, dergestalt, dass die ältesten Engel die jüngsten scheinen; und, mögen sie von Indien, von Griechenland oder vom Norden kommen, nicht Vaterland noch Geburtstag haben, doch überall, wo wir sie antreffen, unbeweglich und thätig scheinen wie Gott. Ein Werk veraltet nur in dem Masse, als es ihm an Mystizismus gebricht; darum trägt auch dieses Buch kein Datum. Ich weiss, dass es ungewöhnlich schwarz ist, aber ich glaube auch, dass ein redlicher Autor von Treu und Glauben niemals dunkel ist im ewigen Sinne dieses Wortes, denn er begreift sich stets selber und unendlich weit über das hinaus, was er sagen kann. Die künstlerischen Ideen allein erheben sich in wahrer Finsternis und gedeihen nur in litterarischen Epochen und im schlechten Glauben allzubewusster Jahrhunderte, als wo das Denken des Schriftstellers diesseits dessen bleibt, was er ausdrückt. Dort — herrschte der fruchtbare Schatten eines Waldes und hier die Dunkelheit einer Höhle, wo nur bleiche Schmarotzer erblühen. Man muss dem Rechnung tragen, dass die Worte von dieser unbekannten Welt durch die armen, doppelten Hornscheiben der Worte und Gedanken hindurchleuchten müssen. Die Worte sind, wie man uns gelehrt hat, zum gewöhnlichen Gebrauche des Lebens erfunden worden, und sie sind unglücklich, unruhig und befangen wie Landstreicher vor dem Throne, wenn sie von Zeit zu Zeit irgend eine königliche Seele wo anders hinführt. Und ausserdem ist der Gedanke nie das bestimmte Abbild des Etwas, das ihn entstehen liess, und immer liegt es darauf wie der Schatten eines Kampfes, wie der Jakobs mit dem Engel war, unsinnig im Grössenverhältnisse der Seele und des Engels. Weh uns, sagt Carlyle, wenn wir in uns nichts haben, als was wir ausdrücken und sehen lassen

können! Ich weiss, auf diesen Seiten liegt ein Schatten von Dingen, die wir uns nicht entsinnen, gesehen zu haben, deren Nutzenanwendung der Mönch zu erklären unterlässt, und die wir nicht erkennen werden, wenn wir die Gegenstände nicht von der andren Seite des Lebens sehen werden; inzwischen aber hat uns dies ins Weite blicken lassen und das ist viel. Ich weiss auch, dass manche seiner Redensarten etwa wie fast durchsichtige Eisschollen auf dem farblosen Meere des Schweigens schwimmen; aber sie sind da; sie sind getrennt von den Wassern, und das genügt. Ich weiss endlich, dass die seltsamen Pflanzen, die er auf den Gipfeln des Geistes gezogen hat, von besonderen Wolken umgeben sind, aber diese Wolken ärgern nur die, welche von unten heraufblicken; und hat man erst den Mut gehabt, hinaufzuklimmen, so gewahrt man, dass eben sie den Dunstkreis dieser Pflanzen ausmachen, den einzigen, in dem sie am Rande des Nichtseins aufblühen konnten. Denn dies ist eine so zarte Vegetation, dass sie sich kaum von dem Schweigen abhebt, aus dem sie ihre Säfte geschöpft hat und in dem sie sich auflösen neigt. Anders gesprochen, ist dies Werk wie ein vergrösserndes Glas, das auf Schweigen und Finsternis gelegt ist; zuweilen unterscheidet man nicht mehr das Ende der Vorstellungen, die daran noch teilhaben. Etwas Unsichtbares schimmert zuweilen durch, und es bedarf augenscheinlich einiger Aufmerksamkeit, um seine Wiederkehr abzapassen. Dies Buch ist uns nicht zu ferne; wahrscheinlich steht es sogar im Mittelpunkte unserer Menschheit; aber wir sind es, die diesem Buche zu fern sind; und wenn es uns entmutigend deucht wie die Wüste, wenn die Trostlosigkeit der göttlichen Liebe darinnen furchtbar und der Durst nach den Gipfeln unerträglich erscheint, so ist es nicht das Werk, das zu veraltet ist, sondern wir, die vielleicht zu alt, traurig und mutlos sind, wie Greise bei einem Kinde; und wahrscheinlich hat ein andrer Mystiker, Plotin, der grosse heidnische Mystiker, Recht gegen uns, wenn er denen, welche sich beklagen, dass sie nichts auf den Höhen der inneren Anschauung sehen, wenn er denen sagt: „Man muss zunächst das Organ der Vision dem zu betrachtenden Objekt entsprechend anpassen. Nie hätte das Auge die Sonne wahrgenommen, wenn es nicht zuerst die Form der Sonne erfasst hätte; desgleichen könnte die Seele nicht die Schönheit sehen, wenn sie nicht zuvor selbst schön ward, und jedermann muss damit beginnen, sich schön und göttlich zu machen, um den Anblick des Schönen und Göttlichen zu erlangen.“

EMERSON



ins ist not, sagt Novalis, das ist, unser transcendentales Ich aufzusuchen. Dieses Ich gewahren wir zuweilen in den Worten Gottes, der Dichter und Weisen, auf dem Grunde einiger Freuden und Leiden, im Schlaf, in der Liebe, in den Krankheiten und in unerwarteten Verkettungen, wo es uns von ferne winkt und uns mit dem Finger unsre Beziehungen zum Weltall weist. Einige Weise befreilichigten sich nur dieses Suchens und schrieben jene Bücher, wo nur das Ausserordentliche herrscht. „Was wäre in den Büchern

von Wert“, sagt unser Autor, „wenn nicht das Transcendentale und Ausserordentliche?“ Sie waren wie Maler, die sich bemühten, im Finstern eine Ähnlichkeit zu erhaschen. Die Einen warfen abstrakte Bilder hin, sehr gross, aber fast unkenntlich. Den Andreu gelang es, eine gewöhnliche Haltung oder Gebärde des höheren Lebens zu bannen. Mehrere dachten sich seltsame Wesen aus. Die Zahl dieser Bilder ist gering. Sie ähneln sich niemals. Einige sind sehr schön, und wer sie nicht gesehen hat, gleicht einem Manne, der sein Leben lang nie am Mittag ausgegangen ist. Es giebt welche, deren Linien reiner sind als die Linien des Himmels; und dann scheinen uns diese Figuren so entfernt, dass wir nicht wissen, ob sie leben oder nach unserm Bilde gezeichnet wurden. Sie sind das Werk der reinen Mystiker; der Mensch erkennt sich darin noch nicht wieder. Andre, welche man die Dichter nennt, sprachen uns mittelbar von diesen Dingen. Eine dritte Gruppe von Denkern, die den alten Mythos von den Centauren um Einen Grad erhob, hat uns von dieser verborgenen Identität ein zugänglicheres Bild gegeben, in dem sie die Linien unsres erscheinenden Ich mit denen unsres höheren Ich verschmolz. Das Antlitz unsrer göttlichen Seele lächelt da zuweilen über der Schulter ihrer Schwester, der menschlichen Seele, die über die niedre Notdurft des Denkens gebeugt

dasteht; und dieses Lächeln, das uns im Fluge alles hat erschauen lassen, was es jenseits des Denkens giebt, ist allein von Wert in den Werken der Menschen . . .

Sie sind nicht zahlreich, sie, die uns gezeigt haben, dass der Mensch tiefer und grösser ist als er selbst, und denen es auf diese Weise gelang, einige der ewigen Anspielungen festzubannen, die uns jeden Augenblick das Leben bringt, in einer Gebärde, einem Wink, einem Blick, einem Wort, einem Schweigen und den Ereignissen, welche uns umgeben. Die Wissenschaft von der menschlichen Grösse ist die seltsamste der Wissenschaften. Kein Mensch kennt sie nicht, aber fast keiner weiss, dass er sie besitzt. Das Kind, dem wir begegnen, wird nicht imstande sein, seiner Mutter zu sagen, was es gesehen hat; und doch weiss es, sobald sein Auge meine Anwesenheit bemerkt hat, alles, was ich bin, alles, was ich war, alles, was ich sein werde, ebensogut wie mein Bruder und dreimal besser, als ich selbst. Es kennt mich unmittelbar in Vergangenheit und Zukunft, in dieser und den andern Welten, und seine Augen enthüllen mir wiederum die Rolle, welche ich im All und in der Ewigkeit spiele. Die unfehlbaren Seelen haben sich beurteilt; und sobald sein Blick meinen Blick, mein Antlitz, meine Haltung zugelassen hat, und alles Unendliche, das sie umgiebt und von dem sie reden, weiss es, woran es sich zu halten hat; und wiewohl es eine Kaiserkrone noch nicht vom Bettelsack unterscheiden kann, hat es mich einen Augenblick so genau gekannt wie Gott.

Zwar handeln wir schon wie Götter, und all unser Leben verläuft unter unendlichen Gewissheiten und Untrüglichkeiten. Aber wir sind Blinde, die längs der Strassen mit Juwelen spielen; und jener Mensch, der an meine Thüre klopft, giebt im Augenblicke, wo er mich begrüsst, ebenso wunderbare geistige Schätze aus, wie der Fürst, den ich dem Tode ent-rissen hätte. Ich öffne ihm; und im Augenblick sieht er zu seinen Füßen wie von einem Turm herab alles, was zwischen zwei Seelen stattgefunden hat. Die Bäuerin, die ich nach dem Wege frage, beurteile ich ebenso tief, als wenn ich sie nach dem Leben meiner Mutter fragte, und ihre Seele hat mir ebenso tief gesprochen, wie die meiner Braut. Sie stieg in Hast bis zu den grössten Mysterien hinauf, ehe sie mir Antwort gab; dann sagte sie mir ruhig, in plötzlichem Bewusstsein dessen, was ich war, ich müsste zur Linken den Dorfpfad einschlagen. Wenn ich eine Stunde inmitten einer Menschenmenge verbringe, habe ich, ohne etwas zu sagen und ohne

einen Augenblick daran zu denken, die Lebenden und die Toten tausendmal beurteilt; – und welches dieser Urteile wird am jüngsten Tage nicht bestätigt werden? In diesem Zimmer sind fünf oder sechs Wesen, die von Regen und schönem Wetter sprechen; aber über dieser erbärmlichen Unterhaltung haben sechs Seelen eine Zwiesprache, der sich keine menschliche Weisheit gefahrlos nahen dürfte; und wiewohl sie durch ihre Blicke, Hände, Gesichter und ganze Persönlichkeit hindurchreden, wissen sie nie, was sie gesagt haben. Sie müssen indessen das Ende des unfasslichen Dialogs abwarten, und darum haben sie, ich weiss nicht, welche mysteriöse Freude in ihrer Langenweile, ohne Das zu erkennen, was in ihnen alle Gesetze des Lebens, des Todes und der Liebe belauscht, die wie unversiegbliche Ströme ihr Haus umfluten.

Derart geht es überall und immer zu. Wir leben nur nach unserm transcendentalen Ich, dessen Handlungen und Gedanken jeden Augenblick die uns umgebende Hülle durchbrechen. Ich werde heute Abend einen Freund sehen, den ich nie gesehen habe; aber ich kenne sein Werk und weiss, dass seine Seele ausserordentlich ist, und dass er sein Leben darauf verwandt hat, sie so deutlich wie möglich nach den Gesetzen der höheren Intelligenz zu bekundigen. Ich bin voller Unruhe und es ist eine feierliche Stunde. Er tritt ein; und alle Erklärungen, die er mir eine lange Reihe von Jahren hindurch gegeben hat, zerfallen zu Staub bei der Bewegung der Thür, die sich auf seine Persönlichkeit öffnet. Er ist nicht, was er zu sein glaubt. Er ist von andrer Art als seine Gedanken. Wieder einmal stellen wir fest, dass die Sendboten des Geistes allzeit treulos sind. Er hat über seine Seele sehr tiefe Sachen gesagt; aber in diesem kurzen Augenblicke, der den weilenden Blick von dem zurückweichenden trennt, habe ich alles das vernommen, was er nie wird sagen, alles was er in seinem Geiste nie wird aufleben lassen können. Von nun an gehört er mir ohne Entweichen. Ehedem waren wir vereint durch den Gedanken. Heute liefert uns ein tausend- und abertausendmal geheimnisvolleres Etwas, als der Gedanke, einander aus. Jahre und Jahre lang erwarteten wir diesen Augenblick; und nun empfinden wir, dass alles unnütz war; und, um vor dem Schweigen keine Furcht zu haben, unterhalten wir uns, wir, die uns darauf bereitet hatten, geheime und wunderbare Schätze uns zu zeigen, über die Stunde, die schlägt, oder über die Sonne, die untergeht, um unsern Seelen Zeit zu geben, sich zu bewundern und in einem andren

Schweigen zu umschlingen, welches das Murmeln der Lippen und des Denkens nicht stören kann . . .

Im Grunde leben wir nur von Seele zu Seele und sind Götter, die sich nicht kennen. Wenn es mir diesen Abend nicht möglich ist, meine Einsamkeit zu ertragen, und ich unter Menschen gehe, werden sie mir sagen, das Gewitter hätte soeben ihre Birnen abgeschlagen, oder die letzten Fröste hätten den Hafen geschlossen. Bin ich darum gekommen? Und doch werde ich darnach heimgehen, die Seele so befriedigt und voll von neuen Schätzen und neuer Kraft, als ob ich diese Stunden mit Plato, Sokrates und Mark Aurel verbracht hätte. Was ihr Mund sagte, war unvernünftig neben dem, was ihre Anwesenheit verkündete; denn es ist dem Menschen nicht möglich, nicht gross und bewundernswert zu sein. Was der Gedanke denkt, ist ohne jeden Belang neben dem, was wir sind und was sich schweigend bejaht; und wenn nach fünfzig Jahren der Einsamkeit Epiktet, Goethe und St. Paul auf meiner Insel landeten, könnten sie mir nicht mehr sagen, als mir zu gleicher Zeit und unmittelbarer vielleicht der kleine Schiffsjunge ihres Nachens sagen würde.

In Wahrheit ist das seltsamste am Menschen seine verborgene Ernsthaftigkeit und Weisheit. Auch der Leichtfertige lacht niemals wirklich unter uns und kommt trotz seiner Bemühungen nicht dazu, auch nur Eine Minute zu verlieren, denn die menschliche Seele ist aufmerksam und thut nichts Unnützes. „Ernst ist das Leben“, und im Grunde unsres Wesens hat unsre Seele noch nie gelächelt. Andererseits führen wir, was unsre unfreiwilligen Bewegungen betrifft, ein merkwürdiges Dasein, das unbeweglich und sehr rein ist, und sehr sicher, auf das unaufhörlich die sich ausstreckenden Hände, die sich öffnenden Augen, die sich begegnenden Blicke anspielen.

Alle unsere Organe sind die mystischen Mitschuldigen eines höheren Wesens, und wir haben nie einen Menschen, sondern stets eine Seele kennen gelernt. Nicht diesen Armen habe ich gesehen, der auf den Stufen meiner Schwelle ein Almosen erflehte, aber etwas anderes habe ich gewahrt: in unsren Augen grüssten und liebten sich zwei gleiche Schicksale, und in dem Augenblick, wo er die Hand ausstreckte, öffnete sich die kleine Thür des Hauses einen Augenblick auf das Meer. „In meinen Beziehungen zu meinem Kinde“, sagt Emerson, „dient mir Griechisch und Latein, alles, was ich kann, alles Gold, was ich besitze, zu nichts; was ich an Seele

besitze, giebt den Ausschlag. Wenn ich einen Willen habe, setzt es seinen Willen dem meinen entgegen, Willen gegen Willen, und lässt mir, wenn ich will, die Schmach, meine Kraft zu missbrauchen, indem ich es schlage; verzichte ich aber auf meinen Willen, und handle im Namen der Seele, indem ich sie als Schiedsrichter zwischen uns setze, so blickt durch seine jungen Augen die gleiche Seele; es verehrt und liebt mit mir.“

Doch wenn es wahr ist, dass der letzte unter uns nicht die geringste Gebärde machen kann, ohne der Seele und den Bereichen des Geistes Rechnung zu tragen, worin sie herrscht, so ist es ebenso wahr, dass auch die Weisesten fast nie an das Unendliche denken, das ein sich öffnendes Augenlid, ein sich neigendes Haupt, eine sich schliessende Hand verändert. Wir leben so fern von uns, dass wir fast nichts von dem wissen, was am Horizont unsres Wesens vor sich geht. Wir irren von Ohngefähr im Thale, ohne zu ahnen, dass alle unsre Gebärden auf dem Gipfel des Berges wiederholt werden und dort ihre Bedeutung erhalten; und zuweilen muss jemand kommen, uns zu sagen: Macht die Augen auf, seht zu, was Ihr seid, seht zu, was Ihr treibt; nicht hier leben wir; dort oben sind wir. Seht zu, was aus diesem im Dunkeln ausgetauschten Blicke, diesen Worten wird, die am Fusse des Berges sinnlos waren, was sie jenseits des Gipfelschnees bedeuten, und wie unsre Hände, die wir für so schwach und klein hielten, in jedem Augenblicke Gott erreichen, ohne es zu wissen.

Einige sind so gekommen, uns auf die Schulter zu klopfen, und haben uns mit dem Finger gezeigt, was auf den Gletschern des Mysteriums vor sich geht. Sie sind nicht zahlreich. Es giebt nur drei oder vier in diesem Jahrhundert, fünf oder sechs in den andren, und alles, was sie uns zu sagen vermochten, ist nichts im Vergleich zu dem, was stattgehabt hat und von dem unsre Seele wohl weiss. Aber was thut es? Gleichen wir nicht einem Menschen, der in den ersten Jahren seiner Kindheit die Augen verloren hat? Er hat das unerschöpfliche Schauspiel der Wesen gesehen. Er hat die Sonne, das Meer und den Wald gesehen. Jetzt sind diese Wunder auf immer seinem Wesen einverleibt; und wenn ihr ihm davon sprecht, was könnt Ihr ihm denn sagen, und was sollen Eure armen Worte neben der Waldlichtung, dem Sturm und der Morgendämmerung, die im Grunde seines Geistes und Fleisches noch leben! Er wird euch indessen mit brennender und staunender Freude zuhören, und, obwohl er alles

weiss und eure Worte, was er weiss, viel unvollkommener darstellen, als ein Glas Wasser einen grossen Strom, werden doch die kleinen, ohnmächtigen Redensarten, die aus Menschenmunde fallen, einen Augenblick den Ocean, das Licht und das schattige Blattwerk erleuchten, die inmitten der Finsternis unter seinen toten Lidern schliefen.

Die Gesichter dieses „transcendentalen Ich“, von dem Novalis spricht, sind vielleicht unzählig, und keinem der mystischen Moralisten gelang es, das nämliche zu erforschen; Swedenborg, Pascal, Novalis, Hello und einige andere prüfen unsre Beziehungen zu einer abstrakten Unendlichkeit, die sehr fern und zart ist. Sie führen uns auf Berge, deren Gipfel uns samt und sonders nicht natürlich und bewohnbar scheinen, und auf denen wir oft nur mühsam atmen. Goethe begleitet unsre Seele an den Gestaden des Meeres der Heiterkeit. Mark Aurel heisst sie niedersitzen am Hange der menschlichen Hügel von vollkommener und müder Güte und unter dem zu schweren Blätterdache hoffnungslosen Verzichtens. Carlyle, Emersons Geistesbruder, der uns in diesem Jahrhundert am andern Ende des Thales winkt, lässt allein die heroischen Augenblicke unsres Lebens wie Blitze auf dem düsteren Gewittergrunde eines unaufhörlich ungeheuerlichen Unbekannten vorüberziehen. Er führt uns wie eine tolle Herde durch Unwetter zu unbekannten, schwefeligen Weiden. Er stösst uns in die tiefste Finsternis, die er mit Freuden entdeckt hat, und die allein der gewaltsame, aussetzende Stern der Helden erleuchtet, und überlässt uns dort mit bösem Lächeln der ungeheuren Rache der Mysterien.

Aber da ist zur gleichen Zeit Emerson, der gute, morgendliche Hirte der fahlen und grünen Wiesen, von einem neuen, natürlichen und annehmbaren Optimismus erfüllt. Er führt uns nicht an Abgründen vorüber. Er lässt uns nicht aus dem engen, vertrauten Gehege heraus, denn der Gletscher, das Meer, die ewigen Gestirne, der Palast, der Stall, der erloschene Ofen des Armen und das Bett des Kranken liegen alle unter dem gleichen Himmel, geläutert von denselben Sternen und denselben unendlichen Gewalten unterthan.

Er ist vielen in dem Augenblicke gekommen, wo er kommen musste, in dem Augenblicke, wo sie für ihr Leben gern neue Erklärungen haben wollten. Die heroischen Stunden treten weniger in die Erscheinung, die der Verneinung sind noch nicht wiedergekehrt; es bleibt uns also nichts mehr als das alltägliche Leben, und doch können wir nicht ohne Grösse

leben. Er hat diesem Leben, das seine traditionellen Horizonte verloren hatte, einen fast annehmbaren Sinn gegeben; und vielleicht hat er uns zu zeigen vermocht, das es seltsam genug, tief genug und gross genug ist, um keinen andern als den Selbstzweck nötig zu haben. Er weiss nicht mehr davon als die andren; aber er bejaht mit mehr Mut und hat Vertrauen zum Mysterium. Ihr alle, die ihr Tage und Wochen hinbringt, ohne Thaten, ohne Gedanken, ohne Licht, müsst leben, weil euer Leben trotz allem unbegreiflich ist und göttlich. Ihr müsst leben, weil keiner das Recht hat, sich den geistigen Ereignissen banaler Wochen zu entziehen. Ihr müsst leben, weil es keine Stunde ohne innere Wunder und unaussprechliche Bedeutungen giebt. Ihr müsst leben, weil es keine Handlung, kein Wort, keine Gebärde giebt, die den unerklärlichen Ansprüchen einer Welt entginge, „wo es viel zu thun giebt und wenig zu wissen.“

Es giebt nicht grosses noch kleines Leben, und die That des Regulus oder Leonidas ist ohne Belang, wenn ich sie einem Momente des geheimen Daseins meiner Seele vergleiche. Sie konnte thun, was jene thaten, oder es nicht thun; diese Dinge erreichen sie nicht; und die Seele des Regulus war, als er nach Carthago zurückkehrte, wahrscheinlich ebenso zerstreut und gleichgiltig, wie die des Arbeiters, der nach seiner Werkstatt aufbricht. Sie ist allen unsren Handlungen zu fern. Sie lebt auf dem Grunde unsres Wesens ein Leben, von dem sie nicht spricht; und von den Höhen, wo sie herrscht, ist die Mannigfaltigkeit der Wesen nicht unterscheidbar. Wir schreiten gebeugt unter dem Gewicht unsrer Seele, und zwischen ihr und uns ist kein Verhältnis. Sie denkt vielleicht nie daran, was wir thun, und das ist ihr vom Gesicht abzulesen. Könnte man einen Geist aus einer andren Welt fragen, welches der synthetische Ausdruck des menschlichen Antlitzes ist, so würde er, nachdem er die Menschen in ihren Freuden, ihren Leiden und ihrer Unruhe gesehen, ohne Zweifel antworten: Sie sehen aus, als ob sie an etwas andres dächten. Sei gross, weise und beredt; die Seele des Armen, der im Winkel an der Brücke die Hand ausstreckt, wird nicht neidisch sein, aber die deine wird ihm vielleicht sein Schweigen neiden. Der Held bedarf der Zustimmung des gewöhnlichen Menschen, aber der gewöhnliche Mensch verlangt nicht nach der Zustimmung des Helden und verfolgt seinen Weg ohne Hast, wie einer, der alle seine Schätze am sichren Orte weiss. „Wenn Sokrates spricht“, sagt Emerson, „so schämen sich Lysis und Menexenes nicht

ihres Schweigens. Auch sie sind gross. Und Sokrates beruft sich auf sie und liebt sie, während er spricht, denn jedermann birgt und ist dieselbe Wahrheit, die ein Beredter ausdrückt. Aber im Beredten scheint diese Wahrheit, eben weil er sie auszudrücken vermag, schon weniger zu herrschen; und darum wendet er sich diesen bewundernswerten Schweigern mit grösserer Ehrfurcht und Hinneigung zu“.

Der Mensch lechzt nach Erklärungen. Man soll ihm sein Leben zeigen. Er freut sich, wenn er irgendwo die genaue Auslegung einer kleinen Gebärde findet, die er vor fünfundzwanzig Jahren gemacht hat. Hier – giebt es keine kleinen Gebärden; hier sind die meisten Haltungen unsrer alltäglichen Seele vertreten. Man wird darin nicht den ewigen Charakter des Denkens eines Mark Aurel finden. Aber Mark Aurel ist Gedanke und nur Gedanke. Wer von uns führt das Leben Mark Aurels? Hier gilt der Mensch und weiter nichts. Er ist nicht willkürlich aufgehört, er ist uns nur näher als gewöhnlich. Hier ist Johann, der seine Bäume beschneidet, dort Peter, der sein Haus baut, du, der mir von der Ernte spricht, ich, der dir die Hand giebt – aber wir sind auf einen Punkt gebracht, wo wir die Götter berühren, und wir erstaunen über das, was wir thun. Wir wussten nicht, dass alle Kräfte der Seele gegenwärtig wären; wir wussten nicht, dass alle Gesetze des Weltalls um uns harreten, und wir sehen uns um und blicken uns an, ohne etwas zu sagen, wie Leute, die ein Wunder gesehen haben.

Emerson hat uns mit Einfalt diese gleichmässige und geheime Grösse unsres Lebens bestätigt. Er hat uns mit Schweigen und Bewundrung umgeben. Er hat einen Lichtstrahl gesandt auf den Weg des Handwerkers, der aus seiner Werkstatt tritt. Er hat uns alle Kräfte Himmels und der Erden gezeigt, wie sie damit beschäftigt sind, die Schwelle zu halten, auf der zwei Nachbarn vom fallenden Regen oder aufkommenden Winde reden; und über zwei Wandrern, die sich begegnen, lässt er uns das Antlitz eines Gottes sehen, das dem Antlitz eines Gottes zulächelt. Er steht unserm gewohnten Leben so nahe wie keiner. Er ist der aufmerksamste, beharrlichste, redlichste, peinlichste und vielleicht menschlichste Warner. Er ist der Weise des Alltags; – und der Alltag ist im Ganzen der Stoff unsres Lebens. Mehr als Ein Jahr verfliesst ohne Leidenschaften, ohne Tugenden, ohne Wunder. Lehrt uns die kleinen Stunden des Lebens achten! Wenn ich diesen Morgen im Geiste Mark Aurels habe handeln können, so kommt mir nicht, meine Thaten zu betonen, denn auch ich weiss, dass sich etwas

zugetragen hat. Aber wenn ich glaube, meinen Tag in elenden Unternehmungen verloren zu haben, und ihr könnt mir beweisen, dass ich doch so tief gelebt habe wie ein Held, und dass meine Seele ihre Rechte nicht verloren hat, dann werdet ihr mir mehr gethan haben, als wenn ihr mich überredet hättet, heute meinen Feind zu retten, denn ihr habt in mir die Summe, Grösse und Begier des Lebens gemehrt; und morgen weiss ich vielleicht schon mit Ehrfurcht zu leben.

NOVALIS



ie Menschen gehen verschiedene Wege, sagt unser Autor; wer ihnen folgt und sie vergleicht, wird seltsame Gebilde entstehen sehen. Ich habe drei solcher Menschen gewählt, deren Wege uns auf drei verschiedene Gipfel führen. Ich sah am Horizonte von Ruysbroecks Werken die bläulichsten Riffe der Seele sich spiegeln, während bei Emerson die niedrigsten Hügel des menschlichen Herzens sich unregelmässig ründeten. Hier – befinden wir uns auf den scharfen und oft gefährlichen Felsgraten des Gehirns; aber es gibt

dort Verstecke voll köstlichen Dunkels zwischen den gründenden Wellen dieser Grate, und die Luft ist dort von unveränderlichem Kristall.

Es ist wunderbar zu sehen, wie die Wege der menschlichen Seele nach dem Unzugänglichen hin auseinandergehen. Man muss nur einen Augenblick den Spuren der drei genannten Wesen gefolgt sein. Sie alle sind, jedes auf seine Weise, weit über die grossen Kreise des gewöhnlichen Bewusstseins gegangen, und jedes von ihnen hat Wahrheiten angetroffen, die sich nicht gleichen und doch als verlorene und wiedergefundene Schwestern aufzunehmen sind. Eine verborgene Wahrheit ist, was uns leben macht. Wir sind ihre unbewussten und stummen Sklaven, und befinden uns in ihren Ketten, solange sie nicht erschienen ist. Wenn aber eines jener ausserordentlichen Wesen, welche die Fühlhörner der un-

zählig-Einen menschlichen Seele bilden, im Finstern tastend, sie für Augenblicke ahnt, so fühlen sich auch die geringsten unter uns, ich weiss nicht, durch welche jähe und unaussprechliche Bewegung, von etwas befreit; eine neue Wahrheit, die viel höher, reiner und geheimnisvoller ist, nimmt den Platz der ein, die sich entdeckt sah und ohne Umkehr flieht; und alle Seelen schicken sich, ohne dass etwas es äusserlich verriete, zu einer Ara voller Heiterkeit an und feiern tiefe Feste, an denen wir nur sehr zögernd und entfernt Anteil nehmen. Und ich glaube, dies geschieht derart, dass sie steigen und einem Ziele zustreben, das sie allein zu erkennen vermögen.

Alles, was man sagen kann, ist nichts in sich. Man lege in Eine Wagschale alle Worte der grossen Weisen und in die andre die unbewusste Weisheit dieses vorübergehenden Kindes, und man wird sehen, dass die Enthüllungen Platons, Mark Aurels, Schopenhauers und Pascals nicht um Haaresbreite die grossen Schätze des Unbewussten überwiegen werden; denn das schweigende Kind ist tausendfach weiser als dieser redende Mark Aurel. Und dennoch wäre, wenn Mark Aurel die zwölf Bücher seiner Betrachtungen nicht geschrieben hätte, ein Teil der unbekannten Schätze, die unser Kind birgt, nicht der nämliche. Es ist vielleicht nicht möglich, von diesen Dingen klar zu sprechen; wer aber tief genug sich zu befragen und zu leben weiss, und wäre es nur für die Zeitdauer eines Blitzes, empfindet nach seinem unendlichen Wesen, dass dem so ist. Möglich, dass man eines Tages noch die Gründe entdeckt, kraft deren – wenn Platon, Swedenborg oder Plotin nicht gelebt hätten – die Seele des Bauern, der sie nicht gelesen hat, noch je von ihnen sprechen hörte, nicht das wäre, was sie heute untrüglich ist. Aber wie es darum auch bestellt sei, kein Gedanke verliert sich je für irgend eine Seele; und wer wollte uns die Teile von uns nennen, die nur kraft der Gedanken leben, die nie gedacht worden sind? Unser Bewusstsein hat mehr als Eine Stufe, und die Weisesten bekümmern sich nur um unser fast unbewusstes Bewusstsein, weil es ein Begriff ist, göttlich zu werden. Dieses transcendentale Bewusstsein zu mehren, scheint immer der unbekannte, höchste Wunsch der Menschen gewesen. Es liegt wenig daran, dass sie es nicht wissen, denn sie wissen nichts und handeln doch in ihrer Seele so weise wie die Weisesten. Zwar soll die Mehrheit der Menschen nur dann einen Augenblick leben, wenn sie eben sterben. Indessen mehrt sich dieses

Bewusstsein nur, um das Unerklärliche rings um uns zu vermehren. Wir suchen zu erkennen, um das Nicht-Erkennen zu lernen. Wir vergrössern uns nur, um die Mysterien zu vergrössern, die uns niederdrücken; und wir sind wie Sklaven, die den Wunsch, zu leben, nur unter der Bedingung in sich erhalten können, das Gewicht ihrer Ketten, ohne je mutlos zu werden, sonder Erbarmen zu mehrern . . .

Die Geschichte dieser wundersamen Ketten ist die einzige Geschichte unsrer selbst; denn wir sind nur ein Mysterium, und was wir wissen, geht uns nichts mehr an. Sie ist nicht lang bis dahin; sie steht auf ein paar Seiten, und man kann sagen, dass die Besten sich fürchten, daran zu denken. Wie wenige wagten, bis zu den Endpunkten des menschlichen Denkens vorzudringen! Und man nenne uns die Zahl derer, die dort nur ein paar Stunden weilten . . . Mehr als Einer hat sie uns versprochen und einige wenige sie zuweilen unternommen, aber bald hernach verloren sie nach und nach die Kraft, deren es bedarf, um hier zu leben; sie fielen auf die Seite des äusseren Lebens und in die bekannten Thäler der menschlichen Vernunft zurück; „und alles floss von neuem, wie ehemals, vor ihren Augen.“

In Wahrheit ist es sehr schwer, seine Seele zu befragen und ihre schwache Kinderstimme inmitten der unnützen Schreier zu vernehmen, die sie umgeben. Und doch: wie wenig machen die andern Bestrebungen des Geistes aus, wenn man darüber nachdenkt; und wie weit von uns geht unser gewöhnliches Leben vor sich! Man könnte sagen, dort unten erschienen nur die Ebenbilder unsrer öden, zerstreuten und unfruchtbaren Stunden; aber hier ist der einzige feste Pol unsres Wesens und der Ort des Lebens selbst. Dorthin muss man sich unaufhörlich flüchten. Den gesamten Rest wissen wir, ehe man ihn uns gesagt hat; aber hier lernen wir weit mehr, als alles, was sich sagen lässt; und im Augenblicke, wo die Phrase Halt macht und die Worte sich verstecken, trifft unser ungeduldiger Blick plötzlich durch Jahre und Zeiten hindurch auf einen andren Blick, der ihn geduldig auf dem Wege zu Gott erwartete. Die Lider zucken zur selben Zeit, die Augen werden feucht vom süssen und fruchtbaren Thau eines gleichen Mysteriums, und wir wissen, dass wir nicht mehr allein sind auf der grenzenlosen Strasse . . .

Aber welche Bücher sprechen uns von diesem Orte des Lebens? Die Metaphysiker gehen kaum bis an seine Grenzen—und was bleibt in Wahrheit

nach deren Überschreitung? Einige Mystiker, die Narren scheinen, weil sie wahrscheinlich die Natur des menschlichen Denkens darstellen würden, wenn der Mensch die Musse oder Kraft hätte, ein wahrhafter Mensch zu sein. Weil wir vor allem die Meister der gewöhnlichen Vernunft, die Kant, Spinoza, Schopenhauer und einige andre lieben, so ist dies kein Grund, die Meister einer andren Vernunft zurückzuweisen, als welche ihr gleichfalls verbrüdet ist und vielleicht die Vernunft der Zukunft sein wird. Indessen haben sie uns Dinge gesagt, die uns unerlässlich waren. Man schlage den tiefsten gewöhnlichen Moralisten oder Psychologen auf, und er wird einem von Liebe, Hass, Stolz und den andren Eigenschaften unsres Herzens reden; und diese Dinge können uns einen Augenblick gefallen, wie Blumen, die von ihrem Stengel abgerissen sind. Aber unser wahres und unveränderliches Wesen geht tausend Meilen von der Liebe und hunderttausend Meilen vom Stolze entfernt vor sich. Wir besitzen ein tieferes und unerschöpflicheres Ich als das Ich der Leidenschaften und der reinen Vernunft. Es handelt sich nicht darum, uns zu sagen, was wir empfinden, wenn unsre Geliebte uns verlässt. Sie geht heute von dannen; unsre Augen weinen, aber unsre Seele weint nicht. Möglich, dass sie das Ereignis vernimmt und in Licht verwandelt; – denn alles, was in sie fällt, strahlt aus. Möglich auch, dass sie es nicht weiss; – aber wozu dann davon reden? Man muss diese kleinen Dinge denen überlassen, die nicht empfinden, dass das Leben tief ist. Wenn ich heute Morgen La Rochefoucauld oder Stendhal gelesen habe: – glaubt man, ich hätte Gedanken erworben, die mich mehr zum Menschen machten, oder die Engel, denen man sich Tag und Nacht nähern soll, würden mich schöner finden? Alles, was nicht über die alltägliche Experimentalweisheit hinausgeht, gehört uns nicht an und ist unsrer Seele nicht würdig. Alles, was man ohne Bangen vernehmen kann, stimmt uns herab. Ich werde gezwungen lächeln, wenn es einem gelingt, mir zu beweisen, dass ich Egoist war bis in das Opfer meines Glücks und Lebens hinein; aber was ist Egoismus im Vergleich zu soviel andren allmächtigen Dingen, die in uns, wie ich fühle, ein unsagbares Leben führen! Nicht auf der Schwelle der Leidenschaften findet man die reinen Gesetze unsres Wesens. Es kommt ein Augenblick, wo die Erscheinungen des gewöhnlichen Bewusstseins, welches man das Bewusstsein der Leidenschaften oder das Bewusstsein ersten Grades nennen könnte, uns nichts mehr nützen und unser Leben nicht mehr

berühren. Ich gebe zu, dass dies Bewusstsein oft vielseitig anziehend ist, und dass es notwendig ist, seine Kniffe zu kennen. Aber es ist eine Pflanze der Oberfläche, und seine Wurzeln fürchten das grosse Feuer im Kern unsres Wesens. Ich kann ein Verbrechen begehen, ohne dass der geringste Hauch die kleinste Flamme dieses Feuers bewegt; und andererseits kann ein ausgetauschter Blick, ein Gedanke, der nicht zum Aufblühen kommt, eine Minute, die lautlos verstreicht, es in furchtbaren Wirbeln im Grunde seines Obdachs aufrühren und mein Leben überschwemmen lassen. Unsre Seele richtet nicht wie wir; das ist eine eigensinnige und verborgene Sache. Sie kann von einem Hauch berührt werden und von einem Sturme nichts wissen. Man muss suchen, was sie berührt; alles ist dort, denn dort sind wir.

So weiss ich, um auf dieses gewöhnliche Bewusstsein zurückzukommen, das in grosser Entfernung von unsrer Seele herrscht, mehr als Einen Menschen, den z. B. die wunderbare Schilderung der Eifersucht Othellos nicht mehr erstaunt. Sie liegt ein für allemal in den ersten Kreisen des Menschlichen. Sie bleibt bewundernswert, vorausgesetzt, dass man Sorge trägt, nicht Thür noch Fenster zu öffnen; sonst würde das Bild vom Anhauch all des Unbekannten, das draussen wartet, zu Staub zerfallen. Wir hören den Dialog des Mohren und Desdemonas wie etwas in sich Vollkommenes, aber wir können nicht umhin, an tiefere Dinge zu denken. Mag der afrikanische Krieger von der edlen Venezianerin betrogen werden oder nicht, — er hat ein andres Leben. Es müssen in seiner Seele und rings um sein Wesen, selbst im Augenblicke seines elendesten Argwohns und seiner brutalsten Wut, Ereignisse vor sich gehen, die tausendfach erhabener sind, die seine Zornröthe nicht stören kann; und durch die oberflächlichen Erregungen der Eifersucht geht ein unveränderliches Dasein hindurch, das der Genius des Menschen bisher nur im Fluge gestreift hat.

Rührt daher wohl die Traurigkeit, welche die Meisterwerke hervorrufen? Die Dichter konnten sie nur unter der Bedingung schreiben, dass sie ihre Augen den furchtbaren Horizonten verschlossen und den allzu gewichtigen und zahlreichen Stimmen ihrer Seele Schweigen auferlegten. Hätten sie es nicht gethan, sie hätten den Mut verloren. Nichts ist trauriger und enttäuschender als ein Meisterwerk, denn nichts zeigt besser die Ohnmacht des Menschen, von seiner Grösse und Würde Kenntniss zu nehmen. Und wenn uns nicht eine innere Stimme sagte, dass die schönsten Dinge nichts

sind im Vergleich zu allem, was wir sind, könnte uns nichts mehr herabstimmen.

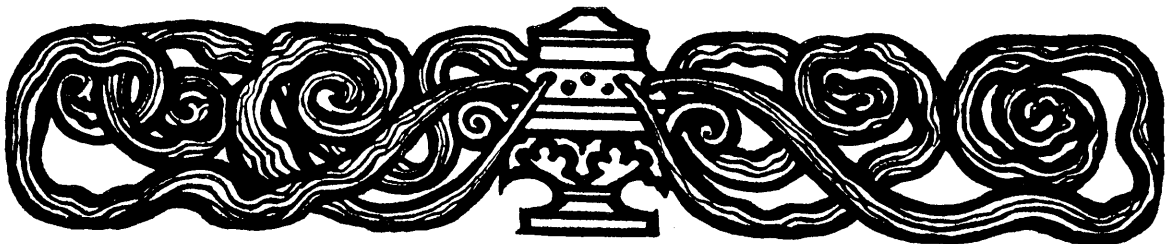
„Die Seele“, sagt Emerson, „ist Dem überlegen, was man von ihr wissen kann, und weiser, als alle ihre Werke. Der grosse Dichter lässt uns unsren eignen Wert empfinden, und darum schätzen wir geringer, was er verwirklicht hat. Das beste, was er uns lehrt, ist die Verachtung alles dessen, was er gemacht hat. Shakespeare reisst uns fort in einem so erhabenen Laufe geistvoller Thätigkeit, dass er uns die Vorstellung eines Reichtums einredet, neben dem der seine arm erscheint, und dann empfinden wir, dass das erhabene Werk, das er schuf, und das wir in andren Momenten zur Höhe einer Poesie „an sich“ erheben wollten, der wahren Natur der Dinge nicht tiefer zugehört, als der flüchtige Schatten eines Wandrers auf dem Felsen.“

Die erhabenen Rufe der grossen Tragiker sind nichts andres als mystische Rufe, die dem äusseren Leben ihrer Gedichte nicht angehören. Sie schiessen einen Augenblick aus dem inneren Leben hervor und lassen uns etwas Unerwartetes hoffen, das wir indess mit soviel Ungeduld erwarten! bis die nur zu bekannten Leidenschaften es wieder mit ihrem Schnee bedecken . . . In diesen Augenblicken hat die Menschheit sich für Sekunden sich selbst gegenübergestellt, wie ein Mensch einem Engel gegenüber. Nun aber ist es von Belang, dass sie sich so oft wie möglich sich selbst gegenüberstelle, um zu wissen, was sie ist. Wenn ein Wesen aus einer andern Welt zu uns herabkäme und von uns die höchsten Blüten unsrer Seele und die Adelstiteln der Erde verlangte, was würden wir ihm geben? Einige würden die Philosophen anbringen, ohne zu wissen, was sie thun. Ich vergass, welcher andre geantwortet hat, er würde Othello, König Lear und Hamlet darbieten. Nun wohl, wir sind es nicht! Ich glaube, unsre Seele stürbe vor Scham in der Tiefe unsres Fleisches, weil sie wohl weiss, dass ihre sichtbaren Schätze nicht dazu angethan sind, um den Augen der Fremdlinge erschlossen zu werden, denn sie enthalten nichts als falsches Gestein. Auch der Niedrigste unter uns hält sich in einsamen Augenblicken, wo er weiss, was man wissen muss, für berechtigt, durch etwas andres als ein Meisterwerk sich vertreten zu lassen. Wir sind unsichtbare Wesen. Wir hätten dem himmlischen Sendling nichts zu sagen noch zu zeigen, und unser Schönstes deuchte uns plötzlich jenen alten Familienstücken gleich, die uns so kostbar scheinen in der Tiefe

ihrer Schublade, und die so kläglich werden, wenn man sie für einen Augenblick ihrem Schatten entreisst, um sie einem Gleichgiltigen zu zeigen. Wir sind unsichtbare Wesen, die nur in sich leben, und der aufmerksame Beobachter ginge von dannen, ohne je zu ahnen, was er hätte sehen können, – wofern nicht in diesem Augenblicke unsre Seele sich nachsichtig darein mischte. Sie flieht so gern vor kleinen Dingen, und man hat so viel Not, sie im Leben wiederzufinden, dass man sich fürchtet, sie zu Hilfe zu rufen. Und doch ist sie stets gegenwärtig und täuscht sich nie, noch täuscht sie darüber, dass sie zurückgesetzt ist. Sie würde den unerwarteten Sendboten die gefalteten Hände des Menschen zeigen, seine Augen voller Träume, die nicht einmal einen Namen haben, und seine Lippen, die nichts sagen können; und vielleicht wagte dann der andre, wenn er würdig ist, zu verstehen, nicht mehr zu fragen . . .

Wenn es aber anderer Beweise bedürfte, so würde sie ihn unter Die führen, deren Werke fast ans Schweigen rühren. Sie würde die Pforte des Reiches öffnen, wo einige sie um ihrer selbst willen liebten, ohne sich um die kleinen Gebärden ihres Körpers zu kümmern. Sie würden zusammen auf die einsamen Hochflächen steigen, wo das Bewusstsein sich um einen Grad steigert, und wo alle, welche die Unruhe über sich selbst plagt, aufmerksam den ungeheuren Ring umschweifen, der die Erscheinungswelt mit unseren höheren Welten verknüpft. Sie würde mit ihm zu den Grenzen der Menschheit gehen; denn an dem Punkte, wo der Mensch zu enden scheint, fängt er wahrscheinlich an, und seine wesentlichsten und unerschöpflichsten Teile befinden sich nur im Unsichtbaren, wo er unaufhörlich auf seiner Hut sein muss. Auf diesen Höhen allein giebt es Gedanken, welche die Seele billigen kann, und Vorstellungen, welche ihr ähneln, und die so gebieterisch sind, wie sie selbst. Dort hat die Menschheit einen Augenblick geherrscht, und diese schwach erleuchteten Spitzen sind vielleicht die einzigen Lichter, welche die Erde dem Geisterreiche ankündigen. Ihr Widerschein hat fürwahr die Farbe unsrer Seele. Wir empfinden, dass die Leidenschaften des Geistes und Körpers in den Augen einer höheren Vernunft den Klagen von Glocken gleichen würden; aber in ihren Werken sind die genannten Menschen aus dem kleinen Dorfe der Leidenschaften herausgekommen und haben Dinge gesagt, die auch Denen von Wert sind, die nicht von der irdischen Gemeinde sind. Unsre Menschheit soll nicht immer nur unter ihresgleichen herumwühlen, wie eine Herde

Maulwürfe. Sie soll leben, als hätte sie eines Tages älteren Brüdern Rechenschaft abzulegen. Der auf sich selbst gestützte Geist ist nur eine Lokalberühmtheit, die den Fremden lächeln macht. Es giebt noch etwas andres als den Geist; auch ist er es nicht, der uns mit dem Weltall verbindet. Es ist an der Zeit, dass man ihn und die Seele nicht mehr verwechsle. Es handelt sich nicht um Das, was zwischen uns vorgeht, sondern um Das, was in uns stattfindet, über den Leidenschaften und der Vernunft. Wenn ich der fremden Vernunft nur La Rochefoucauld, Lichtenberg, Meredith oder Stendhal darbiete, so wird sie mich ansehen, wie ich im Schosse einer toten Stadt den hoffnungslosen Bürger ansehe, der mir von seiner Strasse, seiner Heirat oder seinem Gewerbe spricht. Welcher Engel wird den Titus fragen, warum er nicht die Berenice geheiratet habe, und warum Andromache sich dem Pyrrhus versprach? Was ist Berenice, wenn ich sie mit dem Unsichtbaren vergleiche, das in der Bettlerin liegt, die mich anhält, oder in der Prostituierten, die mir winkt? Ein mystisches Wort allein kann für Augenblicke ein menschliches Wesen darstellen; aber unsre Seele ist nicht in diesen Regionen ohne Schatten und Abgründe; – und auch du, hältst du dich dort auf in den ernstesten Stunden, wo das Leben auf deine Schultern drückt? Der Mensch ist nicht in diesen Dingen, und doch sind diese Dinge vollkommen. Aber man muss davon nur unter sich sprechen, und es ziemt sich, davon zu schweigen, wenn ein Besucher abends an unsre Thüre pocht. Wenn aber dieser selbe Besucher mich in dem Augenblicke überrascht, wo meine Seele den Schlüssel zu ihren nächsten Schätzen in Pascal, Emerson oder Hello sucht, oder auch bei einigen von denen sucht, welche die Begierde nach sehr reiner Schönheit plagte, werde ich nicht errötend das Buch schliessen; und vielleicht wird er selbst daraus eine Vorstellung von einem Bruder schöpfen, der zum Schweigen verdammt ist, oder zum allerwenigsten lernen, dass wir nicht alle zufriedene Bewohner dieser Erde waren.



DIE TRAGIK DES ALLTAGS



s giebt eine alltägliche Tragik, die viel wahrer und tiefer ist und unserm wahren Wesen weit mehr entspricht, als die Tragik der grossen Abenteuer. Sie ist leicht zu empfinden, aber schwer darzustellen, da diese wesentliche Tragik weder einfach körperlich oder seelisch ist. Es handelt sich hier nicht mehr um den beschränkten Kampf von Wesen gegen Wesen, von Wunsch gegen Wunsch, noch um den ewigen Kampf von Pflicht und Leidenschaft. Es handelt sich vielmehr darum, das Erstaunliche in der einfachen That-

sache des Lebens darzustellen. Es handelt sich darum, das auf-sich-selbst-Beruhigen einer Seele inmitten einer stetig eingreifenden Unendlichkeit darzustellen. Es handelt sich darum, oberhalb der gewöhnlichen Zwiesprache zwischen Vernunft und Gefühl die feierliche und ununterbrochene Zwiesprache zwischen dem Wesen und seinem Schicksal darzuthun. Es handelt sich darum, uns den zögernden und schmerzvollen Schritten eines Wesens nachgehen zu lassen, das sich seiner Wahrheit, seiner Schönheit oder seinem Gotte nähert oder davon entfernt. Es handelt sich auch darum, uns tausend ähnliche Dinge, welche die tragischen Dichter uns nur im Fluge haben erhaschen lassen, darzustellen und verständlich zu machen. Aber dies ist der wesentliche Punkt: Könnte man nicht versuchen, was sie uns nur im Vorübergehen haben erhaschen lassen, vor dem Übrigen darzustellen? Was man zum Beispiel unter König Lear, Macbeth und Hamlet versteht, das geheimnisvolle Lied des Unendlichen, das Schweigen, welches Götter und Seelen bedroht, die Ewigkeit, die am Horizonte rauscht, das Schicksal oder Verhängnis, das man innerlich

empfindet, ohne sagen zu können, an welchen Anzeichen man es erkennt: – könnte man uns dies alles nicht durch irgend welche Umformung der Figuren näher bringen, während man die Schauspieler entfernte? Ist es denn nur Zufall, wenn man uns versichert, dass die wahre, eigentliche, tiefe und allgemeine Tragödie des Lebens dort erst beginne, wo die sogenannten Abenteuer, Schmerzen und Gefahren aufhören? Sollte das Glück keinen längeren Arm haben als das Unglück, und sollten manche seiner Kräfte der menschlichen Seele nicht näher kommen? Muss man auf alle Fälle heulen wie die Atriden, damit ein ewiger Gott sich uns im Leben zeige, und lässt er sich nie zu unsrer stillen Lampe hernieder? Ist nicht just die Ruhe furchtbar, wenn man darüber nachsinnt und die Sterne sie überwachen, und enthüllt sich der Sinn des Lebens im Aufruhr oder in der Stille? Sollte nicht am Ende der Geschichten, wo man uns sagt: „und sie wurden glücklich“, die grosse Unruhe erst ihren Anfang nehmen? Was trägt sich zu, dieweil sie glücklich sind? Enthüllt uns das Glück oder ein einfacher Augenblick der Ruhe nicht ernsthaftere und beständigere Dinge als der Aufruhr der Leidenschaft? Wird nicht gerade dann der Schritt der Zeit und viele andere, noch geheimere Schritte, endlich sichtbar und die Stunden laufen schneller? Berührt das alles nicht viel tiefere Saiten als der Dolchstoß des gewöhnlichen Dramas? Und öffnet nicht, wenn ein Mensch sich vor dem leiblichen Tode sicher glaubt, die sonderbare und schweigsame Tragödie des Daseins und der Unermesslichkeit in Wahrheit erst die Thore ihrer Bühne? Erreicht mein Leben nur dann seinen Gipfel, wenn ich vor einem nackten Schwerte fliehe? Und ist es immer nur im Kusse hoherhaben? Giebt es keine andren Augenblicke, wo man beständigere und reinere Stimmen vernimmt? Blüht unsre Seele nur im Schosse von Gewitternächten auf? Man könnte sagen, dass man dies bisher geglaubt hat. Fast alle unsre tragischen Dichter haben immer nur das gewaltsame und das verflossene Leben im Auge, und man kann behaupten, dass unser Theater anachronistisch und die Dramatik um so viele Jahre zurückgeblieben ist wie die Bildhauerkunst. Anders verhält es sich z. B. mit guter Malerei und Musik, als welche es verstanden haben, die mehr verborgenen, aber nicht minder schwerwiegenden und erstaunlichen Züge des jetzigen Lebens zu entwirren und darzustellen. Sie haben bemerkt, dass dieses Leben nur an schmückender Oberfläche verloren hat, um an Tiefe,

innerer Bedeutsamkeit und geistigem Schwergewichte zu gewinnen. Ein guter Maler malt keine Ermordung des Herzogs von Guise, keinen Sieg des Marius über die Cimbern mehr, denn die Psychologie des Sieges und Mordes ist etwas elementares und ausnahmsweises, und der unnütze Lärm eines gewaltsamen Vorganges erstickt die tiefere, aber zögernde und verschwiegene Stimme der Dinge und Wesen. Lieber wird er ein Haus darstellen, verloren in der Landschaft, eine offene Thür am Ende eines Ganges, ein Antlitz oder Hände in völliger Ruhe; diese einfachen Bilder sind imstande, unser Lebensbewusstsein um etwas zu mehren, und das ist ein Gut, das zu verlieren nicht mehr möglich ist.

Aber unsre tragischen Dichter legen gleich den mittelmässigen Malern, die in der Historienmalerei steckengeblieben sind, alle Anziehungskraft ihrer Werke in die Gewalt der dargestellten Fabel. Und sie meinen, uns mit derselben Art von Handlungen zu unterhalten, welche die Barbaren erfreuten, denen Attentate, Mord und Verrat, die sie darstellen, geläufig waren – während doch der grösste Teil unsres Lebens sich ohne Blut, Geschrei und Schwerter abspielt und die Thränen der Menschen still geworden sind, unsichtbar, fast geistig . . .

Wenn ich ins Theater gehe, glaube ich mich für einige Stunden wieder unter meinen Vorfahren zu befinden, deren Lebensauffassung einfach, hart und brutal war, deren ich fast nie mehr gedenke, und an der ich nicht mehr teilhaben kann. Da sehe ich einen getäuschten Gatten, der seine Frau tötet, ein Weib, das seinen Liebhaber vergiftet, einen Sohn, der seinen Vater rächt, einen Vater, der seine Kinder opfert, Kinder, die ihrem Vater ans Leben gehen, ermordete Könige, geschändete Jungfrauen, eingekerkerte Bürger, und die ganze traditionelle Erhabenheit – aber ach! so oberflächlich und materiell, Blut, Thränen, Tod, alles äusserlich. – Was können mir Wesen sagen, die von einer fixen Idee besessen sind und keine Zeit zum Leben haben, weil sie einen Nebenbuhler oder eine Geliebte umbringen müssen!

Ich war in der Hoffnung gekommen, etwas davon zu sehen, wie das Leben an seinem Urgrunde und seinen Mysterien hängt, mit Banden, die ich weder Gelegenheit noch Kraft habe, jeden Tag zu sehen. Ich war in der Hoffnung gekommen, einen Augenblick die Schönheit, Grösse und Ernsthaftigkeit meines niedrigen alltäglichen Lebens wahrzunehmen. Ich hatte gehofft, man würde mir, ich weiss nicht welche, Gegenwart, Macht und

Gottheit zeigen, die mit mir in meiner Kammer lebte. Ich erwartete, ich weiss nicht welche, erhabenen Minuten, die ich, ohne sie zu kennen, mitten in meinen erbärmlichsten Stunden erlebte, und ich habe meistens nichts erfahren, als dass mir jemand lang und breit sagte, warum er eifersüchtig sei, warum er vergifte oder sich töte.

Ich bewundre Othello, aber er scheint mir fern vom erhabenen Alltagsleben Hamlets, der Zeit zum Leben hat, weil er nicht handelt. Othello ist bewundernswert eifersüchtig, aber vielleicht ist es ein alter Irrtum, zu denken, dass wir nur in den Augenblicken wirklich leben, wo diese oder eine andre Leidenschaft von ähnlicher Gewalt uns ergreift. Es liegt mir näher, zu glauben, dass ein Greis, der im Lehnstuhl sitzt und beim schlichten Lampenschein verharret, der, ohne sie zu begreifen, all die ewigen Gesetze belauscht, die rings um sein Haus walten, und unbewusst sich deutet, was im Schweigen von Thür und Fenster, im Summen des Lichtes liegt, der sich der Gegenwart seiner Seele und seines Schicksals unterwirft und ein wenig den Kopf neigt, ohne zu ahnen, dass alle Kräfte dieser Welt sich darein mischen und wie aufmerksame Mägde in der Stube warten; ohne zu wissen, dass die Sonne selbst den kleinen Tisch, auf den er sich lehnt, über dem Abgrunde hält, dass jeder Stern des Himmels und jede Kraft der Seele dabei beteiligt ist, wenn ein Augenlid zufällt oder ein Gedanke sich bildet: es liegt mir nahe, zu glauben, dass dieser unbewegliche Greis in Wahrheit ein tieferes, menschlicheres und allgemeineres Leben lebt, als der Liebhaber, der seine Geliebte erdrosselt, der Führer, der einen Sieg erringt oder „der Gatte, der seine Ehre rächt“ ... Man wird mir vielleicht sagen, dass ein lebloses Leben gar nicht sichtbar wäre, dass man es also wohl durch einige Bewegungen beleben muss, und dass sich diese mannigfachen und annehmbaren Bewegungen nur unter der kleinen Zahl der bisher gebräuchlichen Leidenschaften befinden. Ich weiss indes nicht, warum ein Theater ohne Bewegung nicht möglich sein sollte. Mir scheint sogar, es giebt ein solches. Die meisten Tragödien des Aeschylus sind ohne Bewegung. Ich spreche nicht vom „Prometheus“ und den „Schutzflehenden“, wo nichts geschieht; aber die „Choëphoren“, die übrigens das schrecklichste antike Drama sind, wogen wie ein böser Traum um Agamemnons Grabmal, bis aus den angehäuften Gebeten, die sich unablässig ansammeln, wie ein Blitz der Mord hervorzuckt. Man prüfe unter diesem Gesichtspunkte noch einige andere der schönsten

Tragödien der Alten, wie die „Eumeniden“, „Antigone“, „Elektra“, „Ödipus in Kolonos“. „Sie haben“, sagt Racine in seiner Vorrede zur Berenice, „den „Ajax“ des Sophokles bewundert, der nichts weiter vorstellt, als einen Mann, der sich aus Reue darüber tötet, dass er in Wut geraten ist, nachdem man ihm die Waffen Achills verweigert hat. Sie haben den „Philoktet“ bewundert, dessen ganzes Sujet sich darauf beschränkt, wie Odysseus die Pfeile des Herakles erlisten will. Und selbst „Ödipus“, obschon voll von Erkenntnissen, ist weniger mit Stoff beswert, als das einfachste Trauerspiel von heutzutage“.

Heisst das etwas andres, als ein fast unbewegliches Leben? Gewohnheitsmässig haben die Griechen nicht einmal psychologische Handlung, die der physischen Handlung tausendmal überlegen ist und notwendig scheint, die sie aber nichtsdestoweniger zu unterdrücken oder auf wunderbare Weise zu kürzen wussten, um keine andre Anziehung übrig zu lassen, als die, welche die Lage des Menschen im All ausübt. Hier sind wir nicht mehr unter Barbaren, der Mensch erregt sich nicht mehr in primitiven Leidenschaften, – als welche nicht das einzige sind, was an ihm von Belang ist. Man hat Zeit, ihn in Ruhe zu sehen. Es handelt sich nicht mehr um einen ausnahmsweisen, gewaltsamen Augenblick im Leben, sondern um das Leben selbst. Es giebt tausend und abertausend mächtigere und verehrungswürdigere Gesetze als die Gesetze der Leidenschaften, aber diese langsamen, zurückhaltenden und schweigsamen Gesetze gewahrt und versteht man, wie alles, was mit unwiderstehlicher Kraft begabt ist, nur im Zwielight und in der Erholung stiller Lebensstunden.

Wenn Odysseus und Neoptolemos kommen, um dem Philoktet die Waffen des Herakles abzufordern, ist ihre Handlungsweise als solche ebenso einfach und gleichgiltig, wie die eines Menschen unsrer Tage, wenn er ein Haus betritt, um dort einen Kranken zu besuchen, eines Wandrers, der an die Thüre einer Herberge klopft, oder einer Mutter, die im Winkel am Feuer auf die Rückkunft ihres Kindes wartet. Sophokles zeichnet im Vorbeigehen mit schnellen Strichen den Charakter seiner Helden. Aber kann man nicht behaupten, dass der Hauptanziehungspunkt des Stückes nicht in dem vorgeführten Kampfe zwischen Verschlagenheit und Redlichkeit, zwischen der Sehnsucht nach der Heimat, dem Groll und dem Eigensinne des Stolzes liegt? Es giebt da noch etwas andres, und zwar das höhere Dasein des Menschen, auf dessen Darstellung es

ankommt. Der Dichter setzt dem gewöhnlichen Leben ich weiss nicht was hinzu – es ist das Geheimnis der Dichter – und plötzlich erscheint es in seiner unheimlichen Grösse, in seiner Unterwerfung unter unbekannte Mächte, in seinen unendlichen Beziehungen und seinem feierlichen Elend. Ein Chemiker lässt einige geheimnisvolle Tropfen in eine Schale fallen, die scheinbar nichts als klares Wasser enthält – und sogleich entsteht eine Welt von Kristallen bis zum Rande und offenbart uns, was sich unscheinbar in dieser Schale befand, in der unsre blöden Augen nichts bemerkt hatten. So scheint auch im Philoktet die unscheinbare Psychologie der drei Hauptpersonen nur die Wände der Schale zu bilden, die das durchsichtige Wasser enthält, als welches das gewöhnliche Leben ist, in das der Genius des Dichters die offenbarenden Tropfen fallen lässt . . .

Auch liegt nicht in den Handlungen, sondern in den Worten die Schönheit und Grösse der schönen und grossen Tragödien. Doch wie? Nur in den Worten, welche die Geschehnisse begleiten und ausdrücken? Nein, es muss da noch etwas andres geben, als den äusserlich notwendigen Dialog. Es sind just die Worte, die zuerst unnötig scheinen, welche in den Werken zählen. In ihnen liegt ihre Seele. Neben dem notwendigen Dialoge läuft fast immer noch ein anderer Dialog, der überflüssig scheint. Bei aufmerksamer Betrachtung aber wird man sehen, dass es der einzige ist, den die Seele von Grund aus versteht, da nur hier allein zu ihr gesprochen wird. Man wird auch einsehen, dass es die Güte und Ausdehnung dieses „unnötigen“ Dialoges ist, welche die Güte und unaussprechliche Tragweite des Werkes bestimmt. Es ist gewiss, dass in den gewöhnlichen Dramen schon der notwendige Dialog der Realität in keiner Weise entspricht; und was die geheimnisvolle Schönheit der schönsten Tragödien ausmacht, liegt ganz gewiss in den seitab von der bündigen, sinnfälligen Wahrheit gesprochenen Worten. Sie liegt in den Worten, die einer tieferen Wahrheit entsprechen, einer Wahrheit, die der unsichtbaren Seele, welche das Gedicht trägt, unvergleichlich näher steht. Man kann sogar sagen, das Gedicht nähert sich der Schönheit und höheren Wahrheit in dem Masse, als es die Worte ausscheidet, welche die Handlung ausdrücken, um sie durch Worte zu ersetzen, die zwar keinen sogenannten „Seelenzustand“ ausdrücken, wohl aber gewisse unfassliche und unaufhörliche Bewegungen der Seele nach ihrer Wahrheit und Schönheit hin. In diesem Masse nähert es sich auch dem wahren Leben. Jedem Menschen begegnet es

einmal im täglichen Leben, dass er eine ganz schwierige Lage mit Worten zu lösen hat. Daran denke man einmal. Was giebt in solchen Augenblicken stets – und selbst für gewöhnlich – den Ausschlag? Was wir sagen? Oder was man uns antwortet? Spielen da keine andern Kräfte, keine andern Worte mit, die man nicht vernimmt, und entscheiden das Ereignis? Was ich sage, macht oft wenig aus, aber meine Gegenwart, die Haltung meiner Seele, meine Zukunft und Vergangenheit, was aus mir entstehen wird und was in mir tot ist, ein geheimer Gedanke, die Sterne, die mir günstig sind, mein Schicksal, tausend und abertausend Mysterien, die mich umgeben, wie sie euch umgeben: das alles spricht in diesen tragischen Augenblicken zu euch, und das antwortet mir auch. Unter jedem meiner Worte und unter jedem der Euren liegt das alles; dies ist es überhaupt, was wir sehen; dies ist es überhaupt, was wir verstehen, uns zum Trotze. Wenn du gekommen bist, du, der „entrüstete Gatte“, der „getäuschte Freund“, das „verlassene Weib“, in der Absicht, mich zu töten, so ist es nicht mein noch so beredtes Flehen, was deinen Arm aufhalten kann und wird. Aber vielleicht triffst du dann auf eine jener unerwarteten Mächte, und meine Seele, die weiss, dass sie mich rings umwachen, sagt dir ein geheimes Wort, das dich entwaffnet. Dies ist die Sphäre, wo die Abenteuer sich entscheiden, dies ist der Dialog, dessen Echo man vernehmen sollte. Und in der That vernimmt man dieses Echo – höchst abgeblasst und verändert zwar – in einigen grossen Werken, von denen ich vorhin sprach. Aber könnte man nicht versuchen, sich dieser Sphäre, wo alles „Wirklichkeit“ ist, mehr zu nähern?

Es scheint, man will es versuchen. Vor einiger Zeit versuchte ich, gelegentlich des Ibsenschen Dramas, wo man in höchst tragischer Weise diesen Dialog „zweiten Grades“ vernimmt, versuchte ich gelegentlich des „Baumeister Solness“ in diese Geheimnisse einzudringen, wenn auch noch mit grösserem Ungeschick. Jedoch sind dies Züge gleicher Art von der Hand des gleichen Blinden auf der gleichen Wand, die sich auch dem gleichen Lichte zuwenden. In „Solness“, sagte ich mir, hat der Dichter irgend etwas zum Leben hinzugefügt, das es unter seiner äusseren Kindlichkeit so seltsam tief und beunruhigend erscheinen lässt. Es ist nicht leicht zu entdecken, und der Altmeister birgt da mehr als ein Geheimnis. Es scheint selbst, dass das, was er hat sagen wollen, nur wenig ist im Vergleich zu dem, was er hätte sagen sollen. Er hat einigen Seelen-

kräften, die vordem nie frei gewesen, die Freiheit gegeben, und vielleicht ist er selbst von ihnen besessen gewesen. „Siehst du, Hilde“, ruft Solness aus, „siehst du! Es ist Magie in dir, ganz wie in mir. Es ist die Magie, welche die Gewalten draussen treibt. Und man muss ihr nachgeben. Ob man will oder nicht, man muss.“

Es ist Magie in ihnen, wie in uns allen. Hilde und Solness sind, denke ich, die ersten Helden, die einen Augenblick empfinden, dass sie im Dunstkreise der Seele leben; und dieses wesentliche Leben, das sie in sich jenseits ihres gewöhnlichen Lebens entdeckt haben, macht sie stutzig. Hilde und Solness sind zwei Seelen, die ihre Lage im wahren Leben erkannt haben. — Es giebt mehr als Eine Art, Menschen kennen zu lernen. Ich nehme mir z. B. zwei oder drei Wesen, die ich fast täglich sehe. Möglich, dass ich sie an ihren Gebärden, ihren äusseren und inneren Gewohnheiten, ihrer Art zu fühlen, zu denken und zu handeln, lange nicht unterscheiden werde. Aber bei jeder etwas längeren Freundschaft kommt ein sonderbarer Augenblick, wo wir sozusagen die genaue Stellung unsres Freundes zu dem Unbekannten, das ihn umgiebt, und die Haltung des Schicksals gegen ihn erkennen. Von diesem Augenblick an gehört er uns wirklich. Wir haben ein für alle mal gesehen, wie die Ereignisse sich gegen ihn stellen werden. Wir wissen, dass dem Einen — mag er sich in die Tiefe seiner Behausung zurückziehen und sich so ruhig wie möglich halten, aus Furcht, in den grossen Behältern der Zukunft etwas zu erregen — seine Vorsicht zu nichts dienen wird; die unzähligen Ereignisse, die ihm verhängt sind, werden ihn entdecken, wo er auch immer sich verbirgt, und werden nacheinander an seine Thüre klopfen. Und andererseits wissen wir wohl, dass ein Zweiter unnütz auf die Suche nach Abenteuern gehen wird: Er wird stets mit leeren Händen zurückkommen. Ein untrügliches Wissen scheint ohne Grund in unsrer Seele entstanden zu sein, als unsre Augen sich auf diese Weise öffneten; und wir sind sicher, dass ein Ereignis, das scheinbar in Reichweite dieses Menschen ist, ihm nicht zustossen kann und wird.

Von dem Augenblick an waltet ein besondrer Teil der Seele über der Freundschaft auch der thörichtesten und niedrigsten Wesen. Es giebt eine Art von Uebertragung des Lebens. Und wenn wir zufällig einen von denen antreffen, die wir so kennen, während wir gerade über fallenden Schnee oder vorübergehende Weiber reden, dann regt sich in jedem von

uns ein Etwas, das sich begrüsst, prüft, ohne unser Wissen befragt, auf Beziehungen neugierig ist und von Ereignissen spricht, die zu begreifen uns nicht möglich ist . . .

Ich glaube, Hilde und Solness befinden sich in diesem Zustande und erkennen sich auf diese Weise. Ihre Vorschläge ähneln dem, was wir bisher vernommen haben, in keiner Weise, weil der Dichter versucht hat, in Einem Worte den äussern und innern Dialog zu verschmelzen. Es walten irgendwelche neuen Kräfte in diesem somnambulen Drama. Alles, was dort laut wird, verbirgt und eröffnet zugleich die Quellen eines unbekannten Lebens. Und wenn wir bisweilen erstaunt sind, so müssen wir nicht aus den Augen verlieren, dass unsre Seele oft in unsren armen Augen eine thörichte Macht ist, und dass es im Menschen viele fruchtbarere, tiefere und anziehendere Gegenden giebt, als die der Vernunft und des Verstandes . . .

DER * STERN *



on Jahrhundert zu Jahrhundert, könnte man sagen, hat ein tragischer Dichter, „der Dichtkunst Fackel in der Hand, des Schicksals Labyrinth durchlaufen.“ Auf diese Weise haben sie, jeder den Kräften seiner Stunde gemäss, die Seele der menschlichen Annalen niedergelegt und haben somit göttliche Geschichte gemacht. In ihnen allein kann man die zahllosen Wandlungen des grossen, unveränderlichen Ur-einen verfolgen. Und es ist spannend, sie zu verfolgen. Denn das Lauterste in der Seele der Völker findet sich

vielleicht in der Tiefe ihrer Vorstellung, die sie sich von dieser Macht gemacht haben. Sie starb nie gänzlich, doch giebt es Zeiten, wo sie sich kaum regt, und in diesen Zeiten empfindet man, dass das Leben weder sehr stark, noch sehr tief ist. Sie ward nur ein einziges Mal ohne Abzug verehrt. Damals war sie selbst für die Götter ein schreckliches Mysterium.

Es ist seltsam genug, sich sagen zu müssen, dass die Epoche, in welcher die Gottheit ohne Antlitz die furchtbarste und begreiflichste war, die schönste Epoche der Menschheit gewesen ist, und dass das glücklichste Volk dem Schicksal sein fürchterlichstes Aussehen gegeben hat.

Wie es scheint, liegt eine geheime Kraft in dieser Vorstellung, oder diese Vorstellung ist das Anzeichen einer Kraft. Wächst der Mensch in der Masse, wie er die Grösse des Unbekannten erkennt, das ihn beherrscht; oder wächst das Unbekannte im Verhältnis zum Menschen? Heute, könnte man sagen, – erwacht der Begriff des Schicksals wieder. Vielleicht ist es nicht unnütz, seinen Spuren nachzugehen. Aber wo findet man es? Den Spuren des Schicksals nachgehen – heisst das nicht, den Spuren der menschlichen Trübsal nachgehen? Es giebt kein Schicksal fröhlicher Art; es giebt keinen glücklichen Stern. Der, welcher so heisst, ist ein Stern, der sich Zeit nimmt. Es ist übrigens wichtig, dass wir zuweilen den Spuren unsrer Trübsal nachgehen, um sie kennen zu lernen und zu bewundern, auch wenn die grosse, unförmige Masse unsres Schicksals nicht am Ende stünde.

Es ist dies die erfolgreichste Art, auf die Suche nach sich selbst zu gehen, denn, wie man sagen könnte, sind wir nur so viel wert, als unsre Unruhe und Schwermut wert sind. In der Masse, wie wir vorwärts kommen, werden sie tiefer, edler und schöner, und Mark Aurel ist der bewundernswerteste Mensch, weil er besser als ein anderer verstanden hat, was unsre Seele in das armselige Lächeln der Entsagung legte, das sie in der Tiefe unsres Wesens zeigen muss. Das gleiche gilt von der Trübsal der Menschheit. Sie verfolgt einen Weg, der dem unsrer Trübsal entspricht; doch ist er länger und sicherer und muss zu einer Heimat führen, welche die zuletzt Geborenen alleine kennen werden. Er geht auch vom körperlichen Leiden aus; er ist auch durch die Götterfurcht gegangen und endigt heute an einem neuen Abgrund, dessen Tiefen die Besten unter uns noch nicht erforscht haben.

Jedes Jahrhundert liebt ein andres Leiden, da jedes Jahrhundert ein andres Schicksal sieht. Es steht fest, dass wir uns heute nicht mehr so sehr wie ehemals um die Katastrophen der Leidenschaft kümmern; und die höchst tragischen Meisterwerke der Vergangenheit stehen in der Art ihrer Trübsal den unsren nach. Sie berühren uns nur noch mittelbar durch Das, was unser Nachdenken und der neue Adel, den der Schmerz des

Lebens uns erworben hat, den einfachen Zufällen des Hasses oder der Liebe hinzufügen, die sie vor uns darstellen.

Zuweilen scheint es, dass wir am Rande eines neuen, geheimnisvollen und vielleicht sehr reinen Pessimismus stehen. Die fruchtbarsten Weisen, Schopenhauer und Carlyle, die Russen und Skandinavier, wie auch der gute Optimist Emerson – denn nichts ist entmutigender als ein freiwilliger Optimismus – sind vorübergegangen, ohne unsre Trübsal zu erklären. Wir fühlen, dass unter allen Gründen, die sie uns zu sagen versucht haben, viele andere, tiefere Gründe liegen, die sie nicht zu entdecken vermochten. Die menschliche Trübsal, die seit ihrem Auftreten bereits schön schien, kann sich noch unendlich veredeln, bis ein Genius endlich das letzte Wort des Schmerzes hervorbringt, der uns vielleicht ganz und gar läutern wird . . . Inzwischen sind wir in der Hand seltsamer Gewalten, und wir sind im Begriff, ihre Absichten zu ahnen. Zur Zeit der grossen Tragödie der neueren Zeit, zur Zeit Shakespeares, Racines und ihrer Nachfolger, glaubt man, alles Unheil käme aus den verschiedenen Leidenschaften unsres Herzens. Die Katastrophe schwebt nicht zwischen zwei Welten; sie kommt von hier und geht dorthin; und man weiss, woher sie kommt. Der Mensch ist allemal der Herr. Zur Zeit der Griechen war er es weit weniger, und das Schicksal herrschte auf den Höhen. Aber ihm war nicht beizukommen, und keiner wagte, es auszuforschen. Heutzutage ist es gerade dasjenige, was man ausforscht, und darin liegt vielleicht das grosse Anzeichen des neuen Theaters. Man hält sich nicht mehr bei den Wirkungen des Unglücks, sondern bei dem Unglück selbst auf; man will sein Wesen und seine Gesetze wissen. Gerade Das, was die unbewusste Voreingenommenheit der ersten Tragiker ausmacht und das feierliche Dunkel bildete, das ohne ihr Wissen die trockenen und gewaltsamen Gebärden des äusseren Lebens umgab, die Natur des Unglücks ist zum Mittelpunkt der neuesten Dramen geworden und zum Brennpunkte der doppelten Strahlen, den die Seelen der Männer und Weiber umringen. Und man hat einen Schritt nach dem Mysterium zu gemacht, um den Schrecknissen des Lebens ins Antlitz zu schauen.

Es wäre wichtig, zu erkunden, unter welchem Gesichtswinkel unsre letzten tragischen Dichter dem Unglück wohl ins Antlitz schauen, als welches der Grund aller dramatischen Gedichte ist. Sie sehen es in grösserer Nähe als die Griechen und dringen tiefer in die fruchtbare Finsternis

seiner inneren Kreise ein. Es ist vielleicht eine und dieselbe Gottheit. Aber ihre Unkenntnis darüber ist innerlicher. Woher kommt es? Wohin geht es? Und warum steigt es herab? Danach fragten die Griechen kaum. Ist es uns eingeschrieben oder wird es mit uns zur gleichen Zeit geboren? Thut es den ersten Schritt auf uns zu oder wird es durch Stimmen herbeigerufen, die wir im Grunde unsres Wesens nähren und die mit ihm in geheimer Verbindung stehen? Man müsste von den Gipfeln einer andern Welt das Thun und Lassen eines Menschen beobachten können, dem irgend ein grosser Schmerz zustossen soll; – und welcher Mensch arbeitet nicht unbewusst daran, den Schmerz zu schmieden, der den Wendepunkt seines Lebens bilden wird?

Die schottischen Bauern haben ein Wort, das sich auf jedes Dasein anwenden liesse. „Fey“ heisst in ihren Sagen der Zustand eines Menschen, den ein unwiderstehlicher Antrieb trotz alles eignen Widerstandes, trotz aller Ratschläge und trotz allen Beistandes, zu einer unvermeidlichen Katastrophe fortreisst. So ist Jakob I., der Jakob der Katharina Douglas, „fey“ gewesen, als er, den furchtbaren Weissagungen der Erde, der Hölle und des Himmels trotzend, das Weihnachtsfest im finstren Schlosse von Perth feiern ging, wo sein der Mörder wartete, Robert Graeme, der Verräter. Wer von uns hat sich, wenn er der Umstände des für sein Leben entscheidenden Unglücks gedenkt, nicht in dieser Weise besessen gefühlt? Ich spreche, wohlverstanden, hier nur vom aktiven Unglück, von jenem, dessen Vermeidung möglich gewesen wäre. Denn es giebt auch ein passives Unglück, wie etwa den Tod eines geliebten Wesens, das uns ganz einfach auf seinem Wege trifft, und auf das unsre Bewegungen keinen Einfluss haben können. Entsinne dich des Tages, der für dein Leben verhängnisvoll ward. Wer von uns wurde nicht vorher gewarnt? Und obwohl es uns heute scheint, das ganze Schicksal hätte geändert werden können, durch einen Schritt, den man nicht gethan, eine Thür, die man nicht geöffnet, eine Hand, die man nicht erhoben hätte – wer von uns hat nicht vergeblich, ohne Kraft und ohne Hoffnung, auf dem Pfade zwischen den Wänden des Abgrunds gerungen – gerungen gegen eine Macht, die unsichtbar war und ohnmächtig schien?

Der Wind dieser Thür, die ich an einem Abend geöffnet, sollte auf immer mein Glück auslöschen, wie er ein schwaches Lämplein ausgelöscht hätte. Und jetzt, wenn ich daran denke, kann ich nicht sagen, dass ich es

nicht wusste . . . Und doch hatte mich nichts wichtiges auf die Schwelle geführt. Ich konnte fortgehen und die Achseln zucken. Kein menschlicher Ratschluss konnte mich zwingen, an die Pforte zu klopfen . . . Kein menschlicher Ratschluss; nur das Verhängnis . . .



Das ähnelt noch dem Verhängnis des Ödipus und ist doch schon etwas neues. Man könnte sagen, es ist das Verhängnis, von Innen gesehen. Es giebt geheimnisvolle Mächte, die in uns selbst herrschen, und die mit den Abenteuern draussen im Einvernehmen zu stehen scheinen. Wir alle tragen Feinde in unsrer Seele. Sie wissen, was sie thun und was sie uns thun lassen; und wenn sie uns zum Ereignis führen, verständigen sie uns vorher mit halben Worten, nicht deutlich genug, um uns dazu zu bringen, auf halbem Wege einzuhalten, aber doch genug, um uns, wenn es bereits zu spät ist, bereuen zu lassen, dass wir nicht aufmerksamer auf ihre unbestimmten und spöttischen Ratschläge hörten. Wo wollen sie hinaus, diese Mächte, die unser Verderben wünschen, gleich als wären sie unabhängig und gingen nicht mit uns unter, obwohl sie doch nur in uns leben? Was ist es, das alle Mitschuldigen des Weltalls in Bewegung setzt, die sich von unserm Blute nähren?

Der Mensch, dem die Unglücksstunde geschlagen hat, wird von einem Wirbel erfasst, den man nicht wahrnimmt. Und seit Jahren weben diese Mächte an den zahllosen Vorfällen, die ihn in der notwendigen Minute genau zu dem Punkte führen müssen, wo die Thränen seiner harren. Erwinnere dich all' deiner Bemühungen und all' deiner Ahnungen! Erwinnere dich der nutzlosen Unterstützungen! Erwinnere dich auch der guten Umstände, die erbarmungsvoll versucht haben, dir den Weg zu versperren, und die du von dir gestossen, wie zudringliche Bettlerinnen! Und es waren doch arme, schüchterne Schwestern, die dich retten wollten, und die sich entfernt haben, ohne ein Wort zu sagen; denn sie waren zu schwach und zu gebrechlich, um gegen Dinge anzukämpfen, die beschlossen waren. Gott weiss, wo . . .

Das Unglück hat sich kaum vollzogen, und schon haben wir die seltsame Empfindung, einem ewigen Gesetze gehorcht zu haben; und im Schosse der grössten Schmerzen lohnt uns eine geheimnisvolle Erleichterung

unseren Gehorsam. Wir gehören niemals inniger uns selbst an, als am Tage nach einer nicht wieder gut zu machenden Katastrophe. Es ist dann, als hätten wir einen unbekannten und notwendigen Teil unsres Wesens wieder erobert. Ein seltsamer Frieden breitet sich aus. Seit Tagen und fast ohne dass wir es wussten – in einer Zeit, wo wir es fertig brachten, den Gesichtern und Blumen zuzulächeln – rangen die aufrührerischen Mächte unsrer Seele furchtbar am Rande des Abgrunds; und jetzt, wo wir auf seinem Grunde liegen, atmet alles befreit auf . . .

So ringen sie ohne Rast in der Seele eines jeden; und wir erblicken manchmal, aber ohne darauf zu achten – denn wir öffnen die Augen nur für die unwichtigen Dinge – den Schatten jener Kämpfe, in die sich unser Wille nicht einzumischen vermag. Wenn ich mit Freunden zusammen bin, kann es vorkommen, dass inmitten von Gespräch und Gelächter ein Ding, das nicht von dieser gewöhnlichen Welt ist, plötzlich auf dem Gesichte eines unter ihnen vorüberzieht. Ein gänzlich unbegründetes Schweigen tritt plötzlich ein; und alle sehen sich, ohne es zu wissen, die Spanne eines Augenblicks lang mit den Augen der Seele an. Hiernach tauchen Gelächter und Worte, die verschwunden waren, wie die erschreckten Frösche eines grossen Sees, nur um so heftiger wieder an der Oberfläche auf. Aber das Unsichtbare hat seinen Tribut erhoben. Irgend etwas hat begriffen, dass ein Kampf beendet sei, dass ein Stern aufgehe oder falle und dass ein Schicksal sich entschieden habe . . .

Vielleicht auch war es längst entschieden; und wer weiss, ob der Kampf nicht ein Scheinkampf ist? Wenn ich heute die Thür des Hauses aufstosse, in dem ich das erste Lächeln einer Trübsal antreffen soll, die nicht mehr enden wird, so thue ich diese Dinge vielleicht seit längerer Zeit schon, als man glaubt. Wozu dient es, ein Ich zu pflegen, auf das wir fast keinen Einfluss haben? Unsern Stern müssen wir beobachten. Er ist gut oder böse; er ist bleich oder strahlend; und alle Kräfte des Meeres könnten daran nichts ändern. Einige, die Vertrauen in ihn haben können, spielen mit ihm, wie mit einer Glaskugel. Sie werfen ihn empor und setzen ihn aufs Spiel, wo sie wollen; er wird stets treulich wieder in ihre Hände zurückkommen; sie wissen gar wohl, dass er nicht zerbrechen kann. Aber es giebt so viele andre, die nicht Einen Blick zu den ihren erheben können, ohne dass er sich vom Firmament ablöst und in Staub zu ihren Füßen fällt . . .

Aber es ist gefährlich, vom Stern zu sprechen; es ist sogar gefährlich, daran zu denken. Denn oft ist das ein Zeichen, dass er im Begriff steht, zu verlöschen . . .

Wir befinden uns hier in den Abgründen der Nacht und erwarten da, was sich ereignen wird. Es handelt sich da nicht mehr um Willen; wir sind tausend Meilen über ihm und in einer Gegend, wo der Wille selbst die reifste Frucht des Schicksals ist. Man muss sich darüber nicht beklagen, wir wissen bereits etwas, und wir haben einige Gewohnheiten des Zufalls entdeckt. Wir warten wie der Vogelsteller, der die Gewohnheiten der Wandervögel beobachtet, und wenn ein Ereignis sich am Horizonte ankündigt, wissen wir wohl, dass es dort nicht einsam bleiben wird und dass seine Geschwister an der nämlichen Stelle sich in Scharen niederlassen werden. Wir haben unbestimmt gelernt, dass sie von gewissen Gedanken und gewissen Seelen angezogen werden, und dass es Wesen giebt, die ihren Flug ablenken, wie es solche giebt, die ihn von allen vier Enden der Welt auf sich ziehen.

Wir wissen überhaupt, dass gewisse Vorstellungen ungemein gefährlich sind, dass es genügt, sich einen Augenblick am Abgrunde zu fühlen, um den Blitz auf sich zu ziehen, und dass das Glück eine Leere bildet, in welche die Thränen ohne Zögern stürzen. Nach einiger Zeit unterscheiden wir auch ihre Vorzüge. Wir merken bald, dass wenn wir einige Schritte auf dem Lebenswege an der Seite eines unsrer Brüder machen, die Gepflogenheiten des Zufalls nicht dieselben sein werden, und wenn wir mit jenem andren zusammen sind, regelmässig Ereignisse von unveränderlicher Natur auf unser Dasein zukommen werden. Wir empfinden, dass es Wesen giebt, die im Unbekannten schützen, und solche, die darin gefährden; dass es solche giebt, welche die Zukunft erwecken, und andre, die sie einschläfern. Wir ahnen auch, dass die Dinge schwach zuerst entstehen, aus uns ihre Kraft schöpfen, und dass es bei jedem Ereignis eine kurze Minute giebt, wo unser Instinkt uns ankündigt, dass wir des Schicksals noch Herr sind. Endlich wollen einige behaupten, dass man lernen könne, glücklich zu sein, dass wir in der Masse, wie wir besser werden, auch Menschen antreffen, die sich verbessern, dass ein gutes Wesen unwiderstehlich die Ereignisse anzieht, die so gut sind, wie es selbst, und dass in einer schönen Seele der trübste Zufall sich verkehrt zu Schönheit . . .

Wer hat wohl nicht empfunden, dass die Güte der Schönheit zuwinkt, und dass es immer dieselben sind, für die man sich hingibt und die man verrät. Wird derselbe Schmerz, der an zwei Thüren pocht, die sich berühren, im Hause des Gerechten handeln, wie er im Hause des Ungerechten handelt, und werden, wenn du rein bist, nicht auch deine Leiden rein sein? Heisst es nicht die Zukunft beherrschen, wenn man verstanden hat, die Vergangenheit in dies und jenes traurige Lächeln zu verwandeln? Und scheint es nicht, als könnten wir selbst im Unvermeidlichen etwas verzögern? Schlafen grosse Zufälle nicht, wenn eine zu ungestüme Bewegung sie am Horizonte aufstört, und würde dieses Unglück heute eingetreten sein, wenn nicht mutwillige Gedanken in Eurer Seele heute früh zu laut gelärmt hätten? Ist Das die ganze Aehrenlese unsrer Weisheit, die sie in dieser Finsternis hat machen können? Oder wer wagte zu behaupten, dass es in diesen Gegenden beständigere Wahrheiten giebt? Inzwischen muss man zu lächeln verstehen, man muss im Schweigen einer sehr demütigen Güte zu weinen wissen. Ueber diesen Dingen erhebt sich nach und nach das noch unvollendete Antlitz des Schicksals von heute. Ein wenig ist der Schleier, der es vor Zeiten bedeckte, schon gelüftet, und in dem aufgedeckten Teile erkennen wir nicht ohne Beunruhigung – hier die Macht derer, die noch nicht leben, und dort die Macht der Toten. Im Grunde ist das ja nur ein neues Sich-Entfernen vom Geheimnisse. Wir haben die eisige Hand des Schicksals vergrössert; und da legen sich nun in ihrem Dunkel die Hände unsrer Söhne, die noch nicht geboren sind, in die Hände unsrer Voreltern. Es gab eine Handlung, die wir für die Zufluchtsstätte aller unsrer Freiheit hielten: die Liebe blieb die letzte Zuflucht derer, welche die Ketten des Lebens zu hart verspürten. Hierher wenigstens, sagten wir uns, in die Einsamkeit dieses geheimen Tempels kommt keiner mit uns hinein. Hier können wir einen Augenblick aufatmen, hier herrscht endlich unsre Seele und hat frei in Dem gewählt, was der Mittelpunkt der Freiheit selbst ist. Und nun ist man gekommen und hat uns gesagt, dass wir nicht um unsertwegen liebten. Man ist gekommen und hat uns gesagt, dass wir just im Tempel der Liebe den unumstösslichen Gesetzen einer unsichtbaren Menge gehorchten. Man ist gekommen und hat uns gesagt, dass wir tausend Jahrhunderte von uns ab seien, wenn wir unsre Geliebte wählen, und dass der erste Kuss des Bräutigams nur das Siegel ist, das tausend Wesen, die zu leben heischen, auf den Mund der Mutter drücken,

die sie begehren. Und andererseits wissen wir, dass die Toten nicht sterben. Wir wissen heute, dass sie nicht mehr um unsre Kirchen herum, wohl aber in allen unsern Häusern, in allen unsern Gepflogenheiten leben, dass es keine Gebärde, keinen Gedanken, keine Sünden, keine Thräne, kein Atom des erlangten Bewusstseins giebt, das sich im Erdschosse verlöre, und dass bei unsern nebensächlichsten Handlungen unsre Vorfahren auferstehen, nicht zwar aus ihren Gräbern, wo sie sich nicht mehr rühren, wohl aber im Grunde unsres Wesens, wo sie ewig leben . . .

So werden wir durch Vergangenheit und Zukunft geleitet, und die Gegenwart, die unser Wesen ausmacht, sinkt auf den Grund des Meeres, wie eine kleine Insel, die zwei unversöhnliche Oceane unaufhörlich benagen. Erblichkeit, Schicksal, Willen – das alles vermengt sich geräuschvoll in unsrer Seele; aber trotz allem und über allem herrscht der schweigsame Stern. Man klebt nur vorläufige Schilder auf die ungeheuren Vasen, die das Unsichtbare enthalten; und die Worte sagen vielleicht nichts von alledem, was zu sagen wäre. Die Erblichkeit oder selbst das Schicksal ist nur ein verlorener Strahl dieses Sternes in der geheimnisvollen Nacht. Und alles hätte wohl das Recht, noch geheimnisvoller zu sein. „Wir nennen Schicksal alles, was uns begrenzt“, hat einer der grossen Weisen dieser Zeit gesagt, und darum muss man zu denen allen zu halten wissen, die zitternd diese Grenzen abtasten. „Wenn wir selbst brutal und barbarisch sind“, fügt er hinzu, „so nimmt auch das Verhängnis brutale und barbarische Formen an. Wenn wir uns verfeinern, so verfeinert sich auch unser Unglück. Wenn wir uns zu einer spiritualistischen Kultur erheben, so nimmt auch das feindliche Prinzip unsres Lebens eine spiritualistische Gestalt an.“ So ist es vielleicht wahr, dass unsre Seele in der Masse, in der sie sich erhebt, auch das Schicksal reinigt; obwohl es auch wahr ist, dass uns dieselben Leiden bedrohen, von denen die Wilden bedroht werden. Aber wir haben auch noch andre, die sie nicht ahnen; und der Geist erhebt sich nur, um wieder andre zu entdecken, an allen Horizonten. „Wir nennen Schicksal alles, was uns begrenzt“. Sehen wir zu, dass das Schicksal nicht zu eng werde! Es ist schön, seine Trübsal zu mehren, weil dies sein Bewusstsein erweitern heisst, als welches der einzige Ort ist, wo man sich leben fühlt. Und dies ist auch das einzige Mittel, um seine höchste Pflicht gegen die andern Welten zu erfüllen; denn wahrscheinlich liegt es uns allein ob, das Bewusstsein der Erde zu mehren.

VON DER UNSICHT- BAREN GÜTE



ies ist etwas, sagte mir eines Abends jener Weise, den ich durch Zufall am Ufer des kaum vernehmbaren Oceans getroffen, dies ist etwas nie recht Beachtetes, worauf scheinbar kein Mensch rechnet; und doch glaube ich, dass es eine der Kräfte ist, welche die Wesen erhalten. Die Götter, von denen wir stammen, geben sich in uns auf tausendfache Weise kund; aber diese geheime Güte, die man nicht bemerkt hat und von der keiner unmittelbar genug gesprochen hat, ist vielleicht das reinste Zeichen ihres ewigen Lebens.

Man weiss nicht, woher sie kommt. Sie ist einfach da und lächelt auf der Schwelle unsrer Seelen; und die, in denen sie am tiefsten oder häufigsten lächelt, werden uns Tag und Nacht leiden machen, wenn sie wollen, ohne dass es uns möglich wäre, sie nicht mehr zu lieben . . .

Sie ist nicht von dieser Welt und mischt sich doch in unsre meisten Unternehmungen ein. Sie giebt sich nicht einmal die Mühe, in einem Blick oder einer Thräne sich zu zeigen. Sie verbirgt sich im Gegenteil aus unerforschlichen Gründen. Man könnte sagen, dass sie Angst habe, von ihrer Gewalt Gebrauch zu machen. Sie weiss, dass ihre unfreiwilligsten Bewegungen rings um sie her unsterbliche Dinge hervorrufen werden; und wir geizen mit unsterblichen Dingen. Warum doch fürchten wir, den Himmel zu erschöpfen, der in uns ist? Wir wagen nicht, dem Gotte gemäss zu handeln, der uns beseelt. Wir fürchten alles, was durch Worte und Gebärden sich nicht erklären lässt; und wir schliessen die Augen vor Dem, was wir wider Willen in jenem Bereiche thun, wo die Erklärungen überflüssig sind. Woher kommt doch die Furcht vor dem Göttlichen bei

den Menschen? In der That könnte man sagen, dass wir, je mehr eine Seelenbewegung sich dem Göttlichen nähert, desto mehr bemüht sind, sie den Blicken unsrer Brüder zu verheimlichen. Wäre der Mensch vielleicht nichts anderes als ein Gott, der Furcht hat? Oder ist es uns wohl verboten, höhere Gewalten zu verraten? Alles, was dieser allzu sichtbaren Welt nicht angehört, hat die rührende Demut des kranken Töchterchens, das seine Mutter nicht nennt, wenn Fremde ins Haus kommen. Und darum hat unsre verborgene Güte die schweigenden Thore unsrer Seele bisher nie durchschritten. Sie lebt in uns wie eine Gefangene, der man untersagt hat, dem Gitter sich zu nähern. Überdies braucht sie sich ihm garnicht zu nähern. Genug, dass sie da ist. Sie mag sich immerhin verbergen: sobald sie das Haupt erhebt, einen Ring ihrer Ketten verschiebt oder die Hand aufmacht, erhellet sich das Gefängnis, die Luftlöcher öffnen sich ein wenig unter dem Drucke der inneren Klarheit, und plötzlich ist ein Abgrund voller Engel da, die sich zwischen Worten und Wesen hin und her bewegen; alles schweigt, die Blicke wenden sich einen Augenblick ab, und zwei Seelen umarmen sich weinend auf der Schwelle . . .

Dies ist nichts, was von unsrer Erde kommt; und alle Beschreibungen würden zu nichts dienen. Wer mich verstehen will, muss in sich selbst den gleichen empfindlichen Punkt haben. Wenn du nie im Leben die Macht dieser unsichtbaren Güte empfunden hast, gehe nicht weiter: es wäre unnütz! Aber giebt es wirklich solche, die diese Macht nie empfunden haben, und waren nicht die schlimmsten unter uns unsichtbar gut? Ich weiss es nicht; es giebt so viele Wesen auf dieser Welt, die an nichts andres denken, als wie sie das Göttliche in ihrer Seele entmutigen. Und doch genügt eine augenblickliche Frist, damit sich das Göttliche erholt – und auch die Schlimmsten belauern sich nicht unablässig; – und darum sind auch ohne Zweifel so viele Böse gut, ohne dass man es sieht, während so viele Weise und Heilige nicht unsichtbar gut sind . . . Ich habe mehr als Einmal leiden gemacht, setzte er hinzu, wie jedes Wesen um sich leiden macht. Ich habe leiden gemacht, weil wir in einer Welt sind, wo alles sich durch unsichtbare Fäden hält und niemand allein ist, wo oft die süsseste Miene der Güte oder Liebe so viel Unschuld neben uns verletzt! – Auch ich habe leiden gemacht, weil die besten und zärtlichsten es zuweilen nötig haben, ich weiss nicht welchen Teil ihres Selbst im Schmerze des Nächsten zu suchen. In Wahrheit giebt es Samen-

körner, die in unsrer Seele nur unter dem Regen von Thränen aufgehen, die um unsretwegen geweint wurden; und doch bringt dieser Samen gute Blumen und heilsame Früchte hervor. Was will man? Das ist ein Gesetz, das wir nicht gemacht haben; und ich weiss nicht, ob ich den Menschen zu lieben wagte, der niemanden weinen gemacht hat. Oft machten die, welche am besten liebten, am meisten leiden, denn man weiss nicht, welche zärtliche und furchtsame Grausamkeit für gewöhnlich die unruhige Schwester der Liebe ist. Liebe sucht allerorten nach Beweisen der Liebe – und wer ist nicht geneigt, die ersten Beweise zuvörderst in den Thränen der Geliebten zu finden?

Selbst der Tod könnte nicht genügen, den Liebenden zu vergewissern, wenn er den Forderungen der Liebe Gehör zu geben wagte; denn der Augenblick des Todes scheint zu kurz für die innige Grausamkeit der Liebe; jenseits des Todes ist noch Platz genug für ein Meer von Zweifeln, und Die, welche zusammen sterben, sterben vielleicht nicht ohne Unruhe. Es bedarf hier langer und langsamer Thränen. Schmerz ist die erste Nahrung der Liebe, und alle Liebe, die sich nicht mit einer Wenigkeit reinen Schmerzes genährt hat, stirbt wie ein Säugling, den man wie einen Erwachsenen nähren wollte. Wirst du in gleicher Weise Die lieben, welche dich immer lächeln, und Die, welche dich zuweilen weinen machte? Ach! Es thut not, dass die Liebe weine, und oft genug werden gerade in dem Augenblick, wo das Schluchzen laut wird, die Ketten der Liebe geschmiedet und fürs Leben benetzt . . .

So habe auch ich leiden gemacht, weil ich liebte, fuhr er fort. Ich habe auch leiden gemacht, wo ich nicht mehr liebte. Aber welch ein Unterschied ist zwischen beiden Schmerzen! Hier die langsamen Thränen empfundener Liebe, die schon im Grunde ihrer Selbst zu wissen schienen, dass sie in uns zwei verbundenen Seelen etwas unaussprechliches bethauten – und dort jene armen Thränen, die ihrerseits wohl wussten, dass sie allein auf eine Wüste fielen. Aber in diesen Augenblicken, wo die Seele wirklich ganz Ohr oder vielmehr ganz Seele ist, habe ich die Macht einer unsichtbaren Güte erkannt, die den unglücklichen Thränen sterbender Liebe die göttliche Täuschung entstehender Liebe beizugeben wusste. Hattest du noch nie solch einen trüben Abend, wo die entmutigten Küsse nicht mehr lachen konnten und die Seele endlich merkte, dass sie sich getäuscht hatte? Die Worte klangen nur sehr mühsam noch in der kalten Luft endgiltiger

Trennung; du wolltest auf ewig von dannen gehen, und die fast leblosen Hände streckten sich zum Abschied auf Nimmerwiedersehen entgegen – als plötzlich die Seele aus sich heraus eine unfassliche Bewegung machte. Die Schwesterseele erwachte augenblicks auf dem Gipfel des Wesens; es entstand etwas viel höheres als die Liebe müder Liebender; und ob die Leiber sich auch von einander wandten, die Seelen konnten von nun an nicht mehr vergessen, dass sie sich einen Augenblick von Gebirgen herab angeschaut hatten, die sie nie gesehen, und dass sie für die Spanne eines Augenblicks von einer Art von Güte erfüllt gewesen, die sie noch nicht kannten . . .

Welches ist doch diese geheimnisvolle Bewegung, von der ich hier nur gelegentlich der Liebe spreche, die aber bei den kleinsten Gelegenheiten des Lebens statthaben kann? Ist es – ich weiss nicht welche innere Aufopferung oder Umarmung, der sehr tiefe Wunsch, Seele für eine Seele zu sein, oder das unaufhörliche, zarte Gefühl der Anwesenheit eines unsichtbaren Lebens, das dem unseren gleicht? Oder alles bewundernswerte und traurige in der einfachen Thatsache, dass wir leben? Der Anblick des Einen, unteilbaren Lebens, der in solchen Augenblicken unser ganzes Wesen überschwemmt? – Ich weiss es nicht; aber man fühlt dann in der That, dass es irgendwo eine unbekannte Macht giebt; dass wir die Schätze – ich weiss nicht welches Gottes sind, der alles liebt; dass nicht Eine Gebärde dieses Gottes unbemerkt vergeht, und man endlich in der Sphäre von Dingen ist, die nicht trügen . . .

Allerdings kommen wir von der Wiege bis zum Grabe nie aus dieser endgiltigen Sphäre hinaus, aber wir irren in Gott, wie arme Schlafwandlerinnen oder Blinde, die auf Tod und Leben den Tempel suchen, in dem sie sich befinden. Wir sind da im Leben Mensch gegen Mensch, Seele gegen Seele, und Tag und Nacht gehen uns unter Waffen vorüber. Wir sehen uns nicht, wir berühren uns nicht. Wir sehen nichts als Schilde und Helme und berühren nichts als Erz und Stahl. Aber wann ein kleiner Umstand, der von der Einfalt des Himmels kommt, die Waffen einen Augenblick sinken lässt – giebt es dann nicht allemal Thränen unter den Helmen, Kinderlächeln hinter den Schilden und eine andre Wahrheit zu sehen?

Er dachte noch nach; dann hub er traurig wieder an: Ein Weib – ich sagt' es dir wohl schon – ein Weib, das ich wider meinen Willen leiden

machte – denn die Bewusstesten verbreiten, ohne es zu wissen, rings um sich Leiden – dieses Weib hat mir eines Abends die selbstherrliche Macht dieser unsichtbaren Güte enthüllt. Man muss gelitten haben, um gut zu sein; aber vielleicht muss man leiden gemacht haben, um besser zu werden. Allein wähnte ich mich angelangt in jener traurigen Zone der Küsse, wo man scheinbar die Hütten der Armen schon besucht, während die verspätete Geliebte noch in den Schlössern der ersten Tage lächelt. Die Liebe starb, wie Menschen sind, zwischen uns, einem Kinde gleich, das ein Leiden schlug, von dem man nicht weiss, woher es kommt, und das kein Erbarmen kennt. Wir haben uns nichts gesagt. Ich könnte mich nicht einmal mehr entsinnen, woran ich in diesem ernstesten Augenblicke dachte. Jedenfalls an gleichgiltige Dinge. Wir hatten die letzten Menschen hinter uns, und am Ende des verlassenen Quais zitterte das Licht einer Laterne; aber stattgefunden hat alles in einem tausendfach reineren und höheren Lichte, als wenn alle Kräfte des Mitleids und der Liebe, denen ich in meinen Gedanken und meinem Herzen gebiete, sich dareingemischt hätten. Wir haben uns verlassen, ohne etwas zu sagen, aber wir haben zur gleichen Zeit unsere unaussprechlichen Gedanken begriffen. Wir wissen nun, dass eine andere Liebe geboren ist, die der Worte, der kleinen Lügen und des Lächelns der gewöhnlichen Liebe nicht bedarf. Wir haben uns nicht wiedergesehen, wir werden uns vielleicht vor Jahrhunderten nicht wiedersehen. „Wir werden ohne Zweifel viel vergessen und vieles andere lernen müssen, durch alle Welten hin, die wir noch zu durchwandern haben“, ehe wir uns in der Seelenbewegung wiederfinden, die an jenem Abend stattfand, – aber wir haben ja Zeit zu warten . . . Auch habe ich seit jenem Tage überall, und selbst auf dem Grunde der härtesten Stunden, die wohlthätige Gegenwart dieser wunderbaren Gewalt begrüsst. Es genügt, sie Einmal gesehen zu haben, und man kann ihrem Antlitz nicht mehr entgehen. Man sieht sie von nun an oft genug in den letzten Verstecken des Hasses und selbst auf dem Grunde der grausamsten Thränen lächeln. Und doch zeigt sie sich den Augen unsres Körpers nicht. Sobald sie sich durch einen äussern Vorgang kundgiebt, ändert sie ihre Natur; und wir sind nicht mehr in der Wahrheit der Seele, sondern in einer Art menschlicher Lüge. Die Güte und Liebe, die sich kennen, haben keinen Einfluss auf die Seelen, weil sie das Reich verliessen, wo sie leben; doch in dem Masse, wie sie blind sind, können

sie selbst das Schicksal rühren. Ich kannte mehr als Einen Menschen, der alle Werke der Güte und des Erbarmens erfüllte, ohne Eine Seele zu erreichen; und ich habe andre gekannt, die in der Lüge und Ungerechtigkeit zu leben schienen, ohne diese Seelen zu verscheuchen oder einen Augenblick die Vorstellung zu erwecken, dass sie nicht gut wären. Mehr noch: wenn Menschen, die euch nicht kennen, sich eure guten Werke und Thaten berichten lassen, so werden sie, wenn ihr nicht gut seid im Sinne der unsichtbaren Güte, etwas wittern und nie in den Tiefen ihres Wesens berührt werden, – gleich als gäbe es irgendwo einen Ort, wo alles im Beisein der Geister gewogen wird, oder vielmehr dort unten jenseits der Nacht ein Behältnis von Gewissheiten, wo die stumme Heerde der Seelen allmorgentlich ihren Durst löscht.

Vielleicht weiss man noch gar nicht, was das Wort lieben bedeutet. Es giebt bei uns manches Leben, wo wir lieben, ohne es zu wissen. So lieben, heisst nicht allein Mitleid haben, sich innerlich opfern, helfen und beglücken wollen; es ist dies etwas tausendmal tieferes, und die lieblichsten, geschicktesten und stärksten Worte der Menschen könnten es nicht ausdrücken. Zuweilen möchte man sagen, es sei eine verstohlene, aber äusserst durchdringende Erinnerung an die grosse Ur-Einheit. In dieser Liebe ist eine Kraft, der nichts widerstehen kann. Wer von uns findet nicht, wenn er sich in dem Lichte befragt, das man gewöhnlich nicht beachtet, die Erinnerung an gewisse seltsame Werke dieser Kraft in sich wieder? Wer von uns hat nicht plötzlich, an der Seite eines gleichgültigen Wesens vielleicht, gefühlt, wie etwas annahte, das keiner rief? War es die Seele oder auch das Leben, das zu sich selbst zurückkehrte, wie ein erwachender Schläfer? Ich weiss es nicht, auch Ihr wusstet es nicht und keiner sprach davon; aber ihr trenntet euch nicht, als wäre nichts geschehen.

So lieben, heisst seiner Seele gemäss lieben; und es giebt keine Seele, die diese Liebe nicht erwiderte. Denn die menschliche Seele ist ein seit Jahrhunderten hungriger Gast, den man nicht zweimal zur Hochzeitsfeier zu laden braucht.

Alle Seelen unsrer Brüder umschweifen uns ohne Unterlass, nach einem Kusse lechzend und nur ein Zeichen erwartend. Aber wie viele Wesen haben nie gewagt, in ihrem Leben eines dieser Zeichen zu machen! Es ist das Unglück unsres Lebens, dass wir so weitab von unsrer Seele

leben und dass wir ihre geringste Bewegung fürchten. Wenn wir ihr erlaubten, in ihrem schweigenden Lichte freimütig zu lächeln, lebten wir bereits ein ewiges Leben. Es genügt, einen Augenblick zu bedenken, was sie alles in den kurzen Minuten fertig bringt, wo wir nicht daran denken, sie wie eine Tolle in Ketten zu legen, zum Beispiel in der Liebe, wo wir sie zuweilen den Göttern des äusseren Lebens sich nähern lassen. Und sollten, nach der ersten Wahrheit, nicht alle Wesen sich im Leben uns gegenüber fühlen, wie die Geliebte dem Geliebten gegenüber?

Diese unsichtbare göttliche Güte, von der ich hier nur spreche, weil sie eines der sichersten und nächstliegenden Anzeichen der unablässigen Thätigkeit unsrer Seele ist, diese unsichtbare göttliche Güte veredelt ein für allemal alles, was sie unbewusst berührt hat. Mögen alle die, welche sich über ein Wesen beklagen, in sich selbst hinabsteigen und sich befragen, ob sie in Gegenwart dieses Wesens jemals gut waren. Was mich betrifft, so habe ich nie einen getroffen, neben dem ich fühlte, wie meine unsichtbare Güte in Bewegung geriet, – ohne dass er augenblicklich besser geworden wäre als ich selbst. Seid gut von Grund aus, und ihr werdet sehen, dass die, welche euch umgeben, gut werden bis zur gleichen Tiefe. Nichts erwidert den geheimen Ruf der Güte untrüglicher, als der geheime Ruf der benachbarten Güte. Solange man sich im Unsichtbaren als gut bethätigt, werden alle, die einem nahen, Dinge thun, die sie neben einem andren nicht thun könnten. Es giebt da eine Kraft, die keinen Namen hat, eine geistige Nebenbuhlerschaft, die unwiderstehlich ist. Man könnte sagen, gerade hier befände sich der empfindlichste Punkt unsrer Seelen; denn es giebt derartige Seelen, die scheinbar vergessen haben, dass sie da sind, und auf alles verzichtet haben, was ein Wesen erhebt; aber an dieser Stelle angelangt, erholen sie sich sämmtlichst; und in den göttlichen Gefilden der verborgenen Güte erträgt auch die niedrigste Seele nicht die Niederlage.

Und doch ist es möglich, dass im sichtbaren Leben sich nichts ändert; – aber ist das allein von Belang, und bestehen wir wirklich nur aus Vorgängen, die man in die Hand nehmen kann, wie die Kiesel der Landstrasse? Wenn ihr euch recht fragt, müsst ihr – sagt man uns – euch jeden Abend fragen: „Was that ich heute Unsterbliches?“ Sollt ihr zuerst immer unter den Dingen suchen, die man ohne Irrtum berechnen, wägen und messen kann? Es ist möglich, dass ihr aussergewöhnliche Thränen vergiesst,

dass ihr ein Herz mit unerhörten Gewissheiten erfüllt und einer Seele das ewige Leben wiedergebt, ohne dass jemand es gewahrt, ohne dass Ihr selbst Euch dessen bewusst werdet. Möglich, dass nichts sich ändert, möglich, dass bei der Probe alles zusammenbricht und diese Güte einer geringeren Furcht weicht. Es thut nichts. Etwas göttliches hat stattgefunden, und unser Gott muss irgendwie gelächelt haben. Ist es nicht vielleicht das höchste Ziel des Lebens, das Unaussprechliche so in uns wiederzubegebären; und wissen wir, um was wir uns selbst bereichern, wenn wir ein wenig von dem Unsichtbaren erwecken, das in allen Ecken und Winkeln schläft? Hier habt ihr die Liebe wiedererweckt, die nicht mehr einschläft. Die Seele, die eure Seele erblickt und unbewusst mit euch die heiligen Thränen der feierlichen Freude vergossen hat, wird euch inmitten eurer Schmerzen nicht schaden wollen. Sie wird nicht einmal nötig haben zu vergeben. Sie ist so sicher, dass irgend etwas von nun an durch nichts mehr wird ausgetilgt werden, und dass sein inneres Lächeln nicht wird verblassen können; denn nichts wird und kann zwei Seelen trennen, die einen Augenblick „zusammen gut gewesen“.

VOM TIEFEN LEBEN



s ist gut, die Menschen daran zu erinnern, dass der niedrigste unter ihnen „das Vermögen hat, nach einem göttlichen Vorbilde, das er nicht wählt, eine grosse moralische Persönlichkeit zu meisseln, die zu gleichen Teilen aus ihm und seinem Ideal besteht; und dass es sicherlich dieses ist, was voll und ganz lebt.“

Jedermann muss für sich eine besondere Möglichkeit zu höherem Leben in der niedrigen und unvermeidlichen Wirklichkeit des Alltags finden. Es giebt kein edleres Ziel für unser Leben.

Was uns von einander abhebt, das sind die Beziehungen, die wir zum Unendlichen haben. Der Held ist nur darum grösser als der Elende, der

ihm zur Seite geht, weil er zu einer gewissen Zeit seines Daseins ein lebhafteres Bewusstsein von einer dieser Beziehungen gehabt hat. Wenn es wahr ist, dass die Schöpfung nicht beim Menschen stehen bleibt und dass höhere Wesen uns unsichtbar umgeben, so sind diese Wesen uns nur deshalb überlegen, weil sie zur Unendlichkeit Beziehungen haben, die wir nicht einmal ahnen können.

Es liegt in unsrer Hand, diese Beziehungen zu vervielfältigen. Im Leben eines Jeden gibt es einen Tag, an dem der Himmel sich bei ihm von selbst erschliesst; von diesem Augenblick an rechnet meist die wahre geistige Persönlichkeit eines Wesens. In diesem Augenblicke bildet sich ohne Zweifel das ewige, unsichtbare Antlitz, das wir unbewusst den Engeln und Seelen zeigen. Aber für die meisten Menschen öffnet sich der Himmel derart nur durch Zufall. Sie haben das Antlitz nicht gewählt, an dem die Engel sie im Unendlichen wiedererkennen; noch wissen sie, diese Züge zu veredeln oder zu läutern. Sie sind nur vom Zufall einer Freude, einer Trübsal, eines Schreckens oder eines Gedankens geboren.

Denn in der That geboren werden wir an dem Tage, wo wir zum ersten Male tief empfinden, dass es etwas ernstes und unerwartetes im Leben giebt. Die Einen finden ganz plötzlich, dass sie nicht allein unter dem Himmel sind; und die Andern, werden bei einem Kusse, den sie geben, einer Thräne, die sie vergiessen, plötzlich gewahr, dass „die Quelle alles Trefflichsten und Heiligsten im Weltall bis zu Gotte hinter einer Nacht voll allzu ferner Sterne liegt“; ein Dritter sieht eine göttliche Hand zwischen seine Freude und sein Unglück sich schieben, und ein Vierter hat begriffen, dass die Toten recht haben. Ein Anderer ist mitleidig, ein Anderer furchtsam gewesen, ein Anderer hat bewundert. Meistenteils ist fast gar nichts von nöten; ein Wort, eine Gebärde, eine Kleinigkeit, die nicht einmal ein Gedanke ist. „Vor Zeiten lieb' ich dich wie einen Bruder“, sagt ein Held Shakespeares von einer Handlung, die er bewundert, „jetzt aber acht' ich dich wie meine Seele.“ Wahrscheinlich kam an diesem Tage ein Wesen zur Welt.

Wir können derart mehr als Einmal geboren werden; und bei jeder dieser Geburten nähern wir uns unserm Gotte ein wenig. Doch fast immer begnügen wir uns damit, zu warten, bis ein Ereignis voll unwiderstehlicher Klarheit gewaltsam in unsre Finsternis dringt und uns wider unsern Willen aufklärt. Wir erwarten, ich weiss nicht welches glückliche Zusammen-

treffen, wo unsrer Seele die Augen geöffnet sind, wenn uns gerade etwas ausserordentliches begegnet. Aber in allem, was geschieht, ist Licht; und die Grössten unter den Menschen waren nur darum gross, weil sie gewohnheitsmässig die Augen jedem Lichte öffneten. Muss denn erst deine Mutter in deinen Armen verröcheln, dein Kind beim Schiffbruch umkommen oder du selbst dem Tode knapp entgehen, um endlich zu lernen, dass du in einer unbegreiflichen Welt lebst, in der du dich ein für allemal befindest, und in der ein Gott, den man nicht sieht, ewig allein mit seinen Geschöpfen lebt? Muss erst deine Braut in einer Feuerbrunst umkommen, oder vor deinen Augen in den grünen Tiefen des Weltmeers untergehen, damit du einen Augenblick einsiehst, dass die letzten Schranken des Bereichs der Liebe vielleicht gar weit hinausgehen über die fast unsichtbaren Gluten der Mira oder des Haars der Berenice? Hättest du die Augen aufgehabt, du hättest bei einem Kuss gewahren können, was dich heute eine Katastrophe lehren muss. Oder muss der Schmerz erst mit Lanzenstichen die „göttlichen Erinnerungen“ wecken, die in unsrer Seele schlafen? Der Weise bedarf dieser Erschütterungen nicht. Er betrachtet eine Thräne, die Gebärde einer Jungfrau oder einen fallenden Wassertropfen; er hört auf einen vorübergehenden Gedanken, drückt die Hand eines Freundes oder naht einer Lippe mit offenen Augen und ebenso offner Seele. Da kann er unaufhörlich sehen, was du nur einen Augenblick erschaut hast; und ohne Mühe lehrt ein Lächeln ihn, was dir ein Sturm enthüllen musste, oder gar die Hand des Todes. Denn was ist im Grunde alle sogenannte „Weisheit“, „Tugend“, „Heroismus“, was sind alle „erhabenen Stunden“ und „grossen Momente“ des Lebens, wenn nicht Momente, wo man mehr oder minder aus sich herausgegangen ist und wo man – wenn auch nur für Eine Minute – auf der Schwelle eines ewigen Thores hat stehen bleiben können, wo man einsieht, dass der kleinste Ruf, der bleichste Gedanke und die schwächste Gebärde nicht ins Nichts zurückfallen, oder besser, wenn sie fallen, dieser Fall selbst so ungeheuer ist, dass er ausreicht, um unserm Leben einen erhabenen Charakter zu verleihen? Was wartet ihr, dass der Himmel sich beim Krachen des Blitzes erschliesse? Man muss auf die glücklichen Stunden achten, wo er sich schweigsam öffnet – und er öffnet sich unablässig. Ihr sucht Gott in Eurem Leben; aber Gott erscheint Euch nicht, sagt Ihr. Aber welches Leben hat nicht tausend Stunden, die der Stunde dieses Dramas ähnlich sind, wo

jedermann eine göttliche Einmischung erwartet, und keiner sie wahrnimmt, bis ein unsichtbarer Gedanke, den das Gehirn eines Sterbenden umgewälzt hat, sich plötzlich kundthut, oder ein Greis vor Freude und Erstaunen schluchzend ausruft: „Mein Gott, da bist du! Gott . . .“

Muss man uns immer vorher benachrichtigen, und können wir nur auf die Kniee fallen, wenn jemand da ist, der uns sagt, dass Gott vorübergeht? Wenn du von Grund aus geliebt hast, so hat dir nicht erst einer bemerkbar machen müssen, dass deine Seele so gross ist, wie das All, dass seine Sterne, Blumen, Nacht und Meereswogen nicht allein sind, dass nichts ein Ende hat und alles an der Schwelle der Erscheinungen beginnt; und dass selbst die Lippen, die du küssdest, einem viel höheren, schöneren und reineren Wesen zu eigen waren, als dem, das dein Arm umschlang. Damals hast du gesehen, was man im nüchternen Leben nie bemerkt. Aber kann man nicht leben, als ob man immer liebte? Die Helden und Heiligen haben nichts andres gethan. Ach, wahrhaftig! Wir warten ein wenig zu lange im Dasein, wie die Blinden im Märchen, die eine lange Reise gemacht hatten, um ihren Gott zu hören. Sie hatten sich auf die Stufen gesetzt, und als sie einer fragte, was sie auf der Schwelle des Heiligtums machten, antworteten sie gesenkten Hauptes: „Wir warten, und Gott hat noch nicht ein einziges Wort gesprochen.“ Aber sie hatten nicht gesehen, dass die ehernen Thore des Tempels geschlossen waren, noch wussten sie, dass die Stimme ihres Gottes das Gebäude erfüllte. Unser Gott hört keinen Augenblick auf, zu sprechen; aber keiner denkt daran, die Thore zu öffnen. Und doch wäre es, wenn man darauf achten wollte, nicht schwer, bei jedem Vorgange das Wort zu hören, das Gott sprechen muss.

Wir alle leben im Erhabenen. Worin sonst wollt ihr, dass wir leben? Es giebt keinen andern Ort für das Leben. Was uns fehlt, sind nicht die Gelegenheiten, im Himmel zu leben; die Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit ist es, und ein wenig Trunkenheit der Seele. Wenn du nur ein kleines Kämmerlein hast, glaubst du, Gott wäre dort nicht auch, und es wäre unmöglich, ein höheres Leben dort zu führen? Wenn du klagst, du seiest allein, dir begegnete nichts und niemand liebte dich, noch du jemanden, glaubst du nicht, dass Worte täuschen? Dass es möglich ist, allein zu sein? Dass die Liebe ein Ding ist, von dem man weiss, ein Ding, das man sieht? Und dass die Ereignisse gewogen werden, wie Gold und Silber des Lösegeldes. Kann nicht ein lebendiger Gedanke – ob er hochmütig

oder ärmlich ist, macht wenig aus; sobald er nur aus unsrer Seele kommt, ist er gross für uns – oder ein hoher Wunsch oder auch nur ein Augenblick feierlicher Aufmerksamkeit auf das Leben – können sie nicht in ein kleines Zimmer dringen? Und wenn du nicht liebst noch geliebt wirst, und du dennoch mit einer gewissen Kraft zu sehen vermagst, dass tausend Dinge schön sind, die Seele gross und das Leben fast unaussprechlich ernst ist – ist das nicht ebenso schön, als ob du liebtest oder man dich liebte? Und wenn der Himmel selbst dir verborgen ist, „der grosse Sternenhimmel“, wie der Dichter singt, „spannt er sich nicht trotz allem über deiner Seele aus – in Gestalt des Todes?“ Alles, was uns begegnet, ist göttlich, gross, und wir sind stets im Mittelpunkte einer grossen Welt. Aber man müsste sich gewöhnen, wie ein Engel zu leben, der eben geboren ist, wie ein Weib, das liebt, oder wie ein Mensch, der sterben will. Wüsstest du, dass du heute Abend sterben wirst, oder auch nur für immer fortgehst – würdest du das letzte Mal die Dinge und Wesen so sehen, wie du sie bis auf diesen Tag sahest? Würde die Güte oder die Bosheit der Erscheinungen rings um dich grösser werden? Hättest du die Gabe, die Schönheit oder die Hässlichkeit der Seelen wahrzunehmen? Wandelte sich dann nicht alles bis zum Bösen selbst und den Leiden in süsse, thränenreiche Liebe um? Nimmt nicht, wie ein Weiser gesagt hat, jede Gelegenheit zur Vergebung dem Abschied oder Tode etwas von seiner Bitterkeit? Und hat man wohl in dieser Klarheit der Trübsal oder des Todes die letzten Schritte, die zu machen erlaubt sind, nach der Wahrheit oder dem Irrtum zu gemacht?

Sind es die Lebenden oder die Toten, die zu sehen wissen und recht haben? Ach, wie glücklich sind die, welche so gedacht, gesprochen und gethan haben, dass sie die Billigung der Sterbenden erlangten, oder die ein grosser Schmerz hellseherisch gemacht hat! Es giebt keinen süsseren Lohn für den Weisen, dem in seinem Leben niemand zuhörte. Wenn du im Schatten der Schönheit gelebt hast, mache dir keine Gedanken darüber! Zuletzt schlägt immer eine Stunde höchster Gerechtigkeit im Leben eines jeden; und das Unglück öffnet Augen, die sich nie geöffnet haben. Wer weiss, vielleicht ziehst du in diesem Augenblick an der Seele eines Sterbenden vorüber, als Schatten eines, der die Wahrheit bereits kannte. Wird nicht vielleicht auf den Totenbetten der wahrhaftige und köstlichste Kranz der Weisen, Helden und aller derer geflochten, die ernst-

haft in den hohen, reinen und verschwiegenen Trübsalen des seelischen Lebens zu leben wussten?

„Der Tod“, sagt Lavater, „verschönt nicht nur die leblose Gestalt, sondern der blosser Gedanke an den Tod giebt auch dem Leben eine schönere Form.“ Und ebenso, wie der Tod, verschönt jeder unendliche Gedanke unser Leben. Aber man darf sich darin nicht täuschen. Jedermann hat edle Gedanken, die wie grosse weisse Vögel über unsre Herzen hinziehen. Aber ach! sie rechnen nicht; es sind Fremdlinge, die man voll Erstaunen erblickt und mit einer belästigten Miene von sich weist. Sie haben nicht die Zeit, unser Leben zu berühren. Dass unsre Seele ernst und tief werde wie die der Engel, dazu genügt nicht augenblickliches Anschauen des Alls im Dunkel des Todes oder der Ewigkeit, im Lichte der Freude oder in den Flammen der Schönheit und Liebe. Jedes Wesen hat dergleichen Augenblicke gehabt, die in ihm nur eine Handvoll unnützen Staubes zurückgelassen haben. Es genügt nicht ein Zufall, es bedarf einer Gewöhnung. Man muss lernen, in gewohnter Schönheit und Ernsthaftigkeit zu leben. Im Leben unterscheiden auch die niedrigsten Wesen genau, was das Schöne und Edle ist, das man thun müsste; aber dies Schöne und Edle hat nicht Kraft genug in ihnen. Diese unsichtbare und abstrakte Kraft müssen wir fortschreitend zu mehrern suchen. Und diese Kraft mehrt sich nur in denen, welche die Gewohnheit angenommen haben, sich öfter als andre auf den Gipfeln niederzulassen, wo das Leben die Seele gewinnt und von wo man sieht, dass jede Handlung und jeder Gedanke untrüglich an etwas Grosses und Unsterbliches geknüpft ist. Man betrachte die Menschen und Dinge nach Form und Wunsch seines inneren Auges, aber man vergesse nie, dass der Schatten, den sie im Vorüberziehen auf den Hügel oder die Mauer warfen, nur das vergängliche Bild eines mächtigeren Schattens ist, der sich wie der Fittich eines unvergänglichen Schwanes auf jede Seele legt, die sich ihrer Seele nähert. Man glaube nicht, dergleichen Gedanken seien nichts als Zierrat und hätten keinen Einfluss auf das Leben derer, die sie zulassen. Es ist viel weniger wichtig, sein Leben umzuformen als wahrzunehmen, denn es formt sich von selbst um, sobald man es gesehen hat. Diese Gedanken, von denen ich spreche, bilden den geheimen Schatz des Heroismus, und an dem Tage, wo das Leben uns veranlasst, diesen Schatz zu öffnen, sind wir erstaunt, keine andren Kräfte darin zu finden, als die, welche uns zur vollkommenen Schönheit treiben. Dann braucht

nicht erst ein Grosskönig zu sterben, um uns ins Gedächtnis zu rufen, „dass die Welt nicht an den Hausthüren zu Ende ist“, und die kleinste Kleinigkeit genügt, allabendlich eine Seele zu veredeln.

Aber nicht, indem man sich sagt, dass Gott gross ist und wir uns in seiner Klarheit bewegen, lebt man in der Schönheit und den fruchtbaren Tiefen, in denen die Helden lebten. Du kannst morgens und abends daran denken, dass die Hände aller unsichtbaren Gewalten sich wie ein Zelt mit zahllosen Falten über deinem Haupte ausspannen, ohne dass du je die geringste Bewegung dieser Hände gewahrst. Man muss mit Nachdruck aufmerken; und es ist besser, auf öffentlichem Platze zu wachen, als im Tempel einzuschlafen. Es ist Schönheit und Grösse in allem; darum genügt ein unerwarteter Umstand, um sie uns sichtbar zu machen. Die meisten wissen das; aber sie wissen es vergebens: sie schweifen doch unter den Peitschenhieben des Schicksals oder Todes um die Wände des Daseins und suchen nach Spalten zu Gott. Sie wissen wohl, dass es ewige Spalten in den armen Wänden einer Hütte giebt, und dass die kleinsten Fensterscheiben keinen Strich und keinen Stern von der Unendlichkeit des Himmelsraumes rauben. Aber es genügt nicht, eine Wahrheit zu besitzen, die Wahrheit muss uns besitzen.

Und wir sind doch in einer Welt, wo die geringsten Ereignisse ohne Mühe eine immer reinere und höhere Schönheit annehmen. Nichts vermischt sich leichter als Himmel und Erde; und wenn du die Sterne angeschaut hast, ehe du deine Geliebte küssesest, wirst du sie nicht in derselben Weise küssen, als wenn du die Wände deines Zimmers betrachtet hättest. Sei sicher, dass du an dem Tage, den du mit Verfolgen eines Lichtstrahles durch eine der Spalten des Lebensthores hingebracht, etwas ebenso grosses gethan hast, als wenn du die Wunden eines Feindes verbunden hättest, denn in diesem Augenblicke hattest du keinen Feind mehr.

Man muss auf der Lauer nach seinem Gotte leben, denn Gott verbirgt sich, aber seine Listen scheinen so lächelnd und einfältig, wenn man sie erst einmal erkannt hat. Von da an enthüllt uns ein Nichts seine Gegenwart, und die Grösse unsres Lebens hängt an so wenigem! So findet man in den Dichtern unter den niedren Ereignissen unsrer gewöhnlichen Tage hier und da einen Vers, der plötzlich etwas ungeheures zu eröffnen scheint. Kein feierliches Wort ist ausgesprochen, und man könnte sagen, nichts genannt worden. Und doch hat uns ein unauslöschliches Antlitz hinter

den Thränen eines Greises gewinkt, eine ganze Nacht von Engeln breitet sich um das Lächeln eines Kindes, und bei einem Ja oder Nein, das eine singende Seele stammelt, während sie mit anderen Dingen sich abmüht, haben wir einen Augenblick den Atem verhalten und uns plötzlich gesagt: „Wahrlich, dies ist Gottes Haus, und hier ist die Stätte des Himmels“. Warum das alles?

Weil die Dichter mehr als wir achtgeben auf den „Schatten ohne Ende“... Zuletzt ist die beste Poesie nichts als dies, und sie hat keinen andren Endzweck als den, „die grossen Strassen, die vom sichtbaren zum unsichtbaren führen“, offen zu halten. Aber dies ist auch das vornehmste Ziel des Lebens, und es ist viel leichter im Leben als in den edelsten Dichtungen zu erreichen, denn diese haben das grosse Flügelpaar des Schweigens ablegen müssen. Es giebt keine kleinen Tage. Dieser Gedanke muss sich in unser Leben herabsenken und dort zu Stoff verwandeln. Es handelt sich nicht darum, traurig zu sein. Kleine Freuden, ein kleines Lächeln, grosse Thränen – dieses alles behauptet denselben Platz in Raum und Zeit. Du kannst so unschuldig im Leben spielen, „wie um ein Totenbett ein Kind“. Thränen sind nicht unerlässlich. Lächeln öffnet so gut wie Thränen die Thore der anderen Welt. Geht, kommt, zieht fort; ihr werdet finden, was ihr im Finstern braucht, aber vergesst nie, dass ihr den Thoren nahe seid.



Nach diesem langen Umwege komme ich zu meinem Ausgangspunkte zurück, „dass es gut ist, die Menschen daran zu erinnern, dass der Niedrigste unter ihnen das Vermögen hat, nach einem göttlichen Vorbilde, das er nicht wählt, eine grosse moralische Persönlichkeit zu meisseln, die zu gleichen Teilen aus ihm und dem Ideale besteht“. Nun aber ist diese „grosse moralische Persönlichkeit“ noch nie gemeisselt worden, wo nicht in den Tiefen des Lebens, und die Unterstützung des notwendigen Ideals mehrt sich nur infolge unaufhörlicher „Enthüllungen im Göttlichen“. Jedermann kann im Geiste auf die Höhen des tugendhaften Lebens kommen und jeden Augenblick wissen, was zu thun wäre, um wie ein Held oder Heiliger zu handeln. Aber darauf kommt es nicht an. Die geistige Atmosphäre muss sich um uns soweit verwandeln, dass sie zuletzt

der Atmosphäre der schönen Lande des goldenen Zeitalters eines Swedenborg gleichkommt, wo die Luft der Lüge nicht erlaubt, den Mund zu verlassen. Es kommt dann ein Augenblick, wo das geringste Böse, das man thun wollte, uns zu Füßen niederfällt, wie eine Bleikugel von der Bronzescheibe; und wo sich ohne unser Mitwissen fast alles in Schönheit, Liebe und Wahrheit verändert. Aber diese Atmosphäre umgiebt nur Die, welche oft genug sich bemüht haben, ihr Leben auszulüften, indem sie die Thore der andren Welt öffneten. In der Nähe dieser Thore sieht man. In der Nähe dieser Thore liebt man. Denn seinen Nächsten lieben, heisst nicht nur sich ihm ganz hingeben, ihm dienen, helfen und den andren beispringen. Es ist möglich, dass du inmitten der grössten Opfer weder gut noch schön noch edel bist; und die barmherzige Schwester, die am Bette eines Typhuskranken stirbt, hat vielleicht eine gehässige, kleine und erbärmliche Seele. Seine Nächsten in den beständigen Tiefen lieben, heisst das Ewige lieben, das in den andern lebt, denn der Nächste vor Allen ist Der, welcher Gott am nächsten kommt, das heisst in dem Reinen und Guten, was es im Menschen giebt; und nur, wer sich immerfort an den Thoren hält, von denen ich vordem sprach, entdeckt das Göttliche, was in den Seelen ist. Dann wird man mit dem grossen Jean Paul sprechen können: „Wenn ich ein teures Wesen sehr zärtlich lieben und ihm alles vergeben will, habe ich es nur einige Zeit schweigend anzuschauen“. Man muss sehen lernen, um lieben zu lernen. „Ich hatte zwanzig Jahre neben meiner Schwester gelebt“, sagte mir eines Tages ein Freund, „aber gesehen habe ich sie erst in dem Augenblicke, wo unsre Mutter starb“. Auch hier war es nötig gewesen, dass der Tod gewaltsam ein ewiges Thor öffnete, damit zwei Seelen sich in einem Strahle des Ur-Lichtes erkannten. Und ist ein einziger unter uns, der nicht von Schwestern umgeben ist, die er nicht gesehen hat?

Zum Glück giebt es selbst in denen, die am wenigsten sehen, immer etwas, das stillschweigend handelt, als ob sie gesehen hätten. Möglich, dass gut sein nichts ist, als etwas in Klarheit sein, was alle im Finstern sind. Und darum ist es ohne Zweifel von Nutzen, wenn man sich müht, sein Leben zu erhöhen und nach den Gipfeln hin zu richten, wo man die Unmöglichkeit, schlecht zu handeln, erreicht. Darum ist es von Nutzen, sein Auge zu gewöhnen, Ereignisse und Menschen in einem göttlichen Dunstkreise zu betrachten. Aber selbst das ist nicht unerlässlich; – und

wie klein muss auch solch ein Unterschied in den Augen eines Gottes sein! Wir sind in einer Welt, wo die Wahrheit auf dem Grunde der Dinge herrscht und nicht sie, sondern die Lüge einer Erklärung bedarf. Wenn das Glück deines Bruders dich betrübt, verachte dich nicht! Du wirst keinen langen Weg mehr haben, um in dir selbst etwas zu finden, das es nicht betrüben wird. Und wenn du den Weg nicht machst: was thut es? Etwas ist doch – nicht betrübt . . .

Wer an nichts denkt, hat dieselbe Wahrheit wie Der, welcher an Gott denkt; sie ist der Schwelle ein wenig ferner; dass ist alles. „Selbst im gemeinsten Leben“, sagt Renan, „ist der Anteil dessen, was man für Gott thut, ungeheuer. Der niedrigste Mensch liebt mehr, gerecht als ungerecht zu sein; wir alle beten und beten an, ohne es zu wissen, und dieses oftmals am Tage.“ Und man ist erstaunt, wenn uns plötzlich ein Zufall die Bedeutung dieses göttlichen Anteils enthüllt. Rings um uns giebt es tausend und abertausend arme Wesen, die in ihrem ganzen Leben nichts Schönes gesehen haben. Sie kommen und gehen im Schatten; man glaubt, alles sei tot, und niemand giebt acht darauf. Und dann kommt ein Tag, wo ein einfaches Wort, ein unerwartetes Schweigen, eine kleine Thräne, die aus den Quellen just der Schönheit kommt, uns belehren, dass sie Mittel und Wege fanden, im Schatten ihrer Seele ein Ideal zu finden, das tausendmal schöner ist als die schönsten Dinge, die ihre Ohren vernommen und ihre Augen gesehen haben. O edle und bleiche Ideale des Schweigens und des Schattens! Ihr seid die ersten, die das Lächeln der Engel wecken und geraden Weges zu Gott aufsteigen! In welch zahllosen Hütten, in welchen Höhlen des Jammers und Gefängnissen nährt man Euch in diesem Augenblick vielleicht mit den Thränen und dem reinsten Blute einer armen Seele, die nie gelächelt hat; gleich wie, wenn alle Blumen ringsum tot sind, die Bienen der, welche ihre Königin sein soll, noch einen tausendfach kostbareren Honig darboten, als den, welchen sie ihren kleinen Schwestern des alltäglichen Lebens geben . . . Wer von uns hat nicht mehr als Einmal längs der Lebensstrassen eine verlassene Seele gefunden, die doch nicht den Mut verloren hatte, so im Finstern einen Gedanken zu säugen, der göttlicher und reiner war, als alle, die so viele Andre Gelegenheit fanden, im Lichte zu wählen. Auch hier ist die Einfalt die Lieblingssklavin Gottes; und es genügt vielleicht, dass einige Weise genau wissen, was zu thun ist, damit der Rest handelt, als ob er es gleichfalls wüsste . . .

VON DER INNEREN SCHÖNHEIT



s giebt nichts auf Erden, das nach Schönheit begieriger wäre und sich leichter verschönte, als eine Seele. Es giebt nichts auf Erden, das sich natürlicher erhöbe und unbedingter veredelte. Es giebt nichts auf Erden, das gewissenhafter den reinen und edlen Befehlen gehorchte, die ihm zu teil werden. Es giebt nichts auf Erden, das sich gelehriger der Herrschaft eines Gedankens unterzöge, der höher ist als andre. Auch widerstehen sehr wenige Seelen auf Erden der Herrschaft einer Seele, die sich schön werden lässt.

Man könnte in der That sagen, dass die Schönheit die einzige Nahrung unsrer Seele ist; sie sucht allerorten, und selbst im niedrigsten Leben stirbt sie nicht Hungers. Das heisst, es giebt keine Schönheit, die völlig unbemerkt vorüberginge. Möglich, dass sie immer nur unbewusst vorübergeht, aber sie handelt bei Nacht ebenso machtvoll, wie am hellen Tage. Dort veranlasst sie eine minder fassliche Freude, und das ist der einzige Unterschied. Man prüfe die gewöhnlichsten Menschen, wann ein Hauch von Schönheit ihre Finsternis streift. Sie sind da beisammen, gleichgiltig, wo; und wenn sie sich vereinigt finden, ohne dass man wüsste, warum, so scheint ihre erste Sorge zu sein, zuvörderst die grossen Thore des Lebens zu schliessen. Und doch hat jeder von ihnen, so lange er allein war, mehr als Einmal seiner Seele gemäss gelebt. Er hat vielleicht geliebt und ohne Zweifel gelitten. Auch hat er unvermeidlich die „Klänge des fernen Landes voller Glanz und Schrecken“ vernommen und manchen Abend stillschweigend zu Gesetzen hingeneigt, die tiefer sind als das Meer. Aber wenn sie beisammen sind, lieben sie, sich an niedren Dingen zu berauschen.

Sie haben, ich weiss nicht welche seltsame Furcht vor der Schönheit; und je zahlreicher sie sind, desto mehr Furcht haben sie davor, wie sie vor dem Schweigen oder einer zu reinen Wahrheit Furcht haben. Und das ist so wahr, dass, wenn es geschähe, dass einer von ihnen am Tage etwas heldisches gethan hätte, er versuchen würde, es zu entschuldigen, indem er seiner That elende Beweggründe unterschiebt, Beweggründe, die er der niedrigen Sphäre entnehmen würde, wo sie beisammen sind. Man höre indessen zu: Ein hohes und stolzes Wort ist gesprochen worden und hat gleichsam die Quellen des Lebens aufgedeckt. Eine Seele hat gewagt, sich für einen Augenblick so zu zeigen, wie sie in der Liebe, im Schmerze, vor dem Tode, oder in der Einsamkeit in Gegenwart der nächtlichen Gestirne ist. Sogleich giebt es Unruhe, die Gesichter blicken erstaunt oder lächeln. Aber empfandest du in diesen Augenblicken nicht, mit welcher einmütigen Kraft alle Seelen bewundern und auch die schwächste in der Tiefe ihres Kerkers in unaussprechlicher Weise das Wort billigt, das sie als ihresgleichen erkannte. Sie leben plötzlich in ihrer ursprünglichen und ihnen angemessenen Atmosphäre auf; und wenn du die Ohren von Engeln hättest, hörtest du, dass bin ich sicher, allmächtigen Beifall im Reiche des wundervollen Lichtes, wo sie unter sich leben. Glaubt man nicht, dass wenn ein entsprechendes Wort allabendlich fiele, die furchtsameren Seelen mehr Mut fassen und die Menschheit wahrhafter leben würde? Es braucht nicht einmal ein entsprechendes Wort wiederzukehren. Etwas tiefes hat stattgehabt und wird sehr tiefe Spuren zurücklassen. Die Seele, die dieses Wort ausgesprochen hat, wird von ihren Schwestern jeden Abend wieder erkannt werden; und ihre blossе Gegenwart wird von nun an in die gleichgiltigsten Vorschläge etwas erhabenes hineinlegen. Auf alle Fälle hat eine Veränderung stattgehabt, die man nicht näher bestimmen kann. Die minderwertigen Dinge haben nicht mehr die gleiche, ausschliessliche Gewalt, und die erschrockenen Seelen wissen, dass es irgendwo eine Zuflucht giebt . . . Sicherlich sind die natürlichen, ursprünglichen Beziehungen von Seele zu Seele Beziehungen der Schönheit. Schönheit ist die einzige Sprache unsrer Seelen. Sie verstehen keine andre. Sie haben kein andres Leben; sie können nichts andres hervorbringen und an nichts andrem Anteil nehmen. Und darum zollt jedem Gedanken, jedem Worte, jeder That, die gross und schön ist, auch die bedrückteste und niedrigste Seele Beifall, – wenn es erlaubt ist, zu sagen, dass es niedrige Seelen giebt. Sie hat

kein Organ, das sie einem andren Elemente verknüpfte, und kann auch nur nach Schönheit urteilen. Das sieht man täglich in seinem Leben; auch wer die Schönheit mehr als Einmal verleugnet hat, weis es, ebenso gut wie Der, welcher sie unaufhörlich in seinem Herzen sucht. Wenn du eines Tages das tiefe Bedürfnis nach einem andren Wesen hast, wirst du dann zu Dem gehen, der mit erbärmlichem Lächeln lächelte, als die Schönheit vorbeiging? Wirst du zu Dem gehen, der eine grosse That oder eine sehr reine Bestrebung mit Kopfschütteln besudelt hat? Vielleicht gehörtest du zu Denen, die es billigten; aber in diesem ernsten Augenblicke, wo die Wahrheit an deine Thür klopft, wirst du dich jenem Andern zuwenden, der sich zu beugen und zu lieben gewusst. Deine Seele hatte in ihren Tiefen geurteilt, und dieses schweisgsame und untrügliche Urteil taucht vielleicht nach dreissig Jahren an der Oberfläche auf und führt dich einer Schwester zu, die mehr du selbst bist, als dein ganzes Ich, da sie der Schönheit näher stand.

So wenig ist nötig, um die Schönheit in einer Seele zu ermutigen, so wenig, um die eingeschlafenen Engel aufzuwecken. Man braucht vielleicht nicht einmal aufzuwecken, es genügt einfach, nicht einzuschläfern. Vielleicht ist es nicht das Aufsteigen, sondern das Absteigen, was Kräfte erfordert. Bedarf es nicht einer Anstrengung, um angesichts des Meeres oder der Nacht an mittelmässige Dinge zu denken? Und welche Seele weiss sich nicht Tag für Tag am Meere oder in Gegenwart einer ewigen Nacht? Wenn wir die Schönheit minder fürchteten, so gelangten wir dahin, nichts andres mehr im Leben zu finden. Denn in Wirklichkeit ist unter allem Sichtbaren nur dies vorhanden. Alle Seelen wissen das und sind bereit; aber wo sind Die, welche ihre Schönheit nicht verbergen? Und doch bedarf es nur einer von ihnen, die „den Anfang macht“. Warum nicht wagen, die zu sein, die „den Anfang macht“? Denn alle andern sind da, begierig rings umher, wie kleine Kinder vor einem Zauberschlosse. Sie drängen sich auf der Schwelle, sie flüstern und blicken durch die Ritzen, aber sie wagen nicht, die Thür aufzustossen. Sie warten, bis ein Grosser kommt, zu öffnen. Aber der Grosse kommt fast nie vorbei . . .

Und was wäre gleichwohl nötig, um der Grosse zu werden, den man erhofft? Fast nichts. Die Seelen sind nicht anspruchsvoll. Ein nahezu schöner Gedanke, den du nicht aussprichst, und den du in diesem Augenblicke nährst, erleuchtet dich wie ein durchscheinendes Gefäss. Sie sehen

es und werden dich auf ganz andre Weise aufnehmen, als wenn du daran dächtest, deinen Bruder zu täuschen. Man erstaunt, wenn uns gewisse Menschen sagen, sie hätten noch keine wahre Hässlichkeit angetroffen und wüssten noch nicht, was eine niedrige Seele ist. Aber das ist nicht erstaunlich. Sie hatten „den Anfang gemacht“. Weil sie selbst zuerst schön waren, lockten sie jede Schönheit an sich, wie der Leuchtturm die Schiffe von allen vier Himmelsrichtungen auf sich zieht. Es giebt solche, die sich zum Beispiel über die Weiber beklagen und nicht bedenken, dass bei der ersten Begegnung mit einem Weibe Ein einziges Wort genügt, Ein Gedanke, der die Schönheit und Tiefe verneint, um für ewig ihr Dasein in seiner Seele zu vergiften. „Was mich betrifft“, sagte mir ein Weiser, „so habe ich kein einziges Weib gekannt, dass mir nicht etwas grosses gebracht hätte“. Er war zuerst gross, das war sein Geheimnis. Es giebt nur Ein Ding, das die Seele nicht verzeiht, das ist, gezwungen gewesen zu sein, eine Handlung, ein Wort oder einen Gedanken schlechter Art mitanzusehen, zu berühren oder zu teilen. Sie kann es nicht verzeihen, denn hier verzeihen, hiesse sich selbst verneinen. Und doch heisst für die meisten Menschen genial, stark und geschickt sein soviel wie: vor allem seine Seele von seinem Leben fernhalten und sorgfältig alle zu tiefen Strebungen brachlegen. Sie handeln derart bis in die Liebe hinein, und darum hat auch das Weib, das der Wahrheit noch näher steht, fast nie einen Augenblick wahrhaften Lebens mit ihnen. Man könnte sagen, dass sie Furcht haben, ihrer Seele wieder zu begegnen, und dass sie sich Mühe geben, um tausend Meilen unter ihrer Schönheit zurückzubleiben. Und im Gegenteil müsste man doch über sich hinausgehen. Denke oder sprich in diesem Augenblick Dinge, die zu schön sind, um in dir wahr zu sein; morgen schon werden sie wahr sein, wenn du versucht hast, sie heute Abend zu denken oder zu sagen. Versuchen wir nur, schöner als wir selbst zu sein; wir werden unsre Seele nicht überflügeln. Man täuscht sich nicht, wenn es sich um schweigsame und verborgene Schönheit handelt. Überdiess ist es von dem Augenblick an, wo die innere Quelle ganz klar rinnt, ziemlich gleichgiltig, ob ein Wesen sich täuscht oder nicht. Aber wer denkt auch nur daran, die geringste Anstrengung zu machen, die man nicht sieht! Und dennoch befinden wir uns hier in einem Bereiche, wo alles von Wirkung ist, weil alles wartet. Alle Thore sind geöffnet – man braucht sie nur aufzustossen – und das Schloss ist voll von gefesselten Königinnen. Oft genug

reicht ein einziges Wort hin, um Berge von Kehrlicht fortzufegen. Warum nicht den Mut haben, einer niedrigen Frage eine edle Antwort entgegenzusetzen? Glaubt man, sie ginge völlig unbemerkt vorüber oder weckte nur Staunen? Glaubt man nicht, dies näherte uns mehr der natürlichen Zwiesprache zweier Seelen? Man weiss nicht, was es ist, das dies ermutigt oder befreit. Selbst, wer diese Antwort zurückweist, macht wider Willen einen Schritt auf seine eigne Schönheit zu. Etwas schönes stirbt nicht, ohne etwas geläutert zu haben. Es giebt keine Schönheit, die sich verlöre. Man muss sich nicht fürchten, die Strassen damit zu besäen. Sie werden dort Wochen und Jahre liegen bleiben, aber sie werden sich ebensowenig auflösen, wie ein Diamant, und endlich wird einer vorübergehen, der sie glitzern sieht, aufhebt und beglückt von dannen geht. Warum in dir selbst ein schönes und hohes Wort zurückhalten, weil du glaubst, die andern möchten dich nicht begreifen? Warum einen Augenblick höherer Güte im Entstehen aufhalten, weil du glaubst, dass Die, welche dich umgeben, keinen Nutzen daraus ziehen möchten? Warum eine unwillkürliche Bewegung deiner Seele nach den Höhen unterdrücken, weil du unter Leuten des Thales bist? Verliert denn ein tiefes Wort in der Finsternis seine Kraft? Hat ein Blinder keine andren Mittel als die Augen, um Die, welche ihn lieben, von Denen zu unterscheiden, welche ihn nicht lieben? Braucht die Schönheit verstanden zu werden, um zu bestehen; und glaubt man nicht vielmehr, dass es in jedermann etwas giebt, das weit mehr begreift, als was er dem Anscheine nach begreift, weit mehr, als was es zu verstehen meint? „Selbst den Elendesten“, sagte mir eines Tages das höchste Wesen, das ich kennen zu lernen das Glück hatte, „selbst den Elendesten gegenüber habe ich nie den Mut besessen, etwas hässliches oder mittelmässiges zu antworten“. Und ich habe gesehen, dass dieses Wesen, das ich lange im Leben verfolgt habe, eine unerklärliche Macht über die düstersten, verschlossensten, blindesten und aufrührerischsten Seelen hatte. Denn kein Mund nennt die Macht einer Seele, die sich bestrebt, in einem Dunstkreise von Schönheit zu leben und thätig schön in sich zu sein. Und ist es nicht auch die Eigenschaft dieser Thätigkeit, die das Leben erbärmlich oder göttlich macht?

Könnte man den Dingen auf den Grund gehen, – wer weiss, ob man da nicht entdecken könnte, dass diese Macht einiger schöner Seelen die andern am Leben erhält. Ist nicht die Vorstellung, die jeder sich von

einigen erwählten Wesen macht, die einzige lebendige und wirksame Moral? Aber welches ist in dieser Vorstellung die Rolle der erwählten Seele und die desjenigen, der sie erwählt? Vermischt sich das nicht sehr geheimnisvoll, und berührt diese Moral der Vorbilder nicht Tiefen, welche die Moral auch der schönsten Bücher nie wird streifen können. Es giebt da eine Beeinflussung von einer Ausdehnung, deren Grenzen schwer zu bestimmen sind, und eine Kraftquelle, aus der jeder von uns täglich mehr als Einmal trinkt. Vermindert ein Fehlgreifen in einem dieser Wesen, die man für vollkommen angesehen und im Bereiche der Schönheit geliebt hat, nicht unmittelbar unser Zutrauen zur allgemeinen Grösse der Dinge und unsre Bewunderung für sie?

Und andererseits glaube ich nicht, dass etwas auf Erden eine Seele unmerklicher und natürlicher verschönte, als die Versicherung, dass es irgendwo, nicht fern von ihr, ein reines und schönes Wesen giebt, das sie ohne Hintergedanken lieben kann. Wenn sie sich wirklich einem solchen Wesen genähert hat, hört die Schönheit auf, eine schöne tote Sache zu sein, die man den Fremden zeigt; sie bekommt plötzlich ein gebieterisches Leben und ihre Thätigkeit wird so natürlich, dass nichts mehr Widerstand leistet. Darum denke man daran; man ist nicht allein; die Guten müssen wachen.

Im achten Buche seiner fünften Enneade schliesst Plotin, nachdem er von der intelligiblen – d. h. göttlichen – Schönheit gesprochen hat, wie folgt: „Was uns betrifft, so sind wir schön, wenn wir uns selbst zugehören, und hässlich, wenn wir zu einer niedrigeren Natur herabsinken. Auch sind wir schön, wenn wir uns kennen, und hässlich, wenn wir uns nicht kennen.“ Nun aber wollen wir nicht vergessen, dass wir hier auf Bergen sind, wo sich-nicht-kennen nicht einfach heisst, nicht wissen, was in uns vorgeht, wenn wir verliebt oder eifersüchtig, furchtsam oder neidisch, glücklich oder unglücklich sind. Sich-nicht-kennen heisst dort, wo wir sind, das Göttliche, was im Menschen vorgeht, nicht kennen. Wir sind hässlich, wenn wir uns von den Göttern entfernen, die in uns sind, und wir werden in der Masse, wie wir sie entdecken, schön. Aber wir werden das Göttliche in den andern nicht finden, wenn wir ihnen nicht zuerst das Göttliche in uns selbst zeigen. Einer der Götter muss dem andern ein Zeichen geben, und alle Götter antworten auf ein kaum vernehmbares Zeichen. Man kann es nicht oft genug wiederholen, es bedarf nur einer fast unsicht-

baren Spalte, dass die Wasser des Himmels in unsre Seelen eindringen. Alle Becher sind den unbekannten Quellen zugeneigt, und wir sind an einem Orte, wo man nur an Schönheit denkt. Wenn man einen Engel fragen könnte, was unsre Seelen in der Finsternis thun, so würde er, nachdem er vielleicht lange Jahre weit über Das hinausgeblickt hat, was sie dem Anschein nach in den Augen der Menschen thun, – würde er, glaube ich, antworten: „Sie bilden die kleinen Dinge, die man ihnen giebt, in Schönheit um.“ Ach! man muss gestehen, dass die menschliche Seele einen eignen Mut hat. Sie schickt sich darein, eine ganze Nacht in der Finsternis zu arbeiten, wohin die meisten von uns sie verbannen und keiner mit ihr spricht. Sie thut dort, was sie kann, ohne sich zu beklagen, und bemüht sich, den Kiesel, welche man ihr zuwirft, den Kern ewigen Lichtes zu entlocken, den sie vielleicht bergen. Und mitten in ihrer Emsigkeit lauert sie auf den Augenblick, wo sie einer mehr geliebten oder zufällig näher stehenden Schwester die mühsam aufgespeicherten Schätze wird zeigen können. Aber es giebt tausend Wesen, die keine Schwester aufsucht und das Leben so furchtsam gemacht hat, dass sie sich fortstehlen, ohne etwas zu sagen, und ohne sich ein einziges Mal mit den dürftigsten Steinen ihrer dürftigen Krone geschmückt zu haben . . .

Und trotzdem wacht sie in ihrem unsichtbaren Himmel über allen Dingen. Sie warnt, sie liebt, sie bewundert und stösst ab. Bei jedem neuen Ereignis taucht sie an der Oberfläche auf – und erwartet, dass man sie nötige, wieder hinabzusteigen, da sie für lästig und toll gilt. Sie irrt wie Cassandra unter der Halle der Atriden. Sie spricht dort unaufhörlich Worte, deren Wahrheit selbst nur ein Schatten ist, und kein Mensch hört sie. Wenn wir die Augen erheben, erwartet sie einen Sonnen- oder Sternenstrahl, aus dem sie einen Gedanken machen will, oder vielmehr eine unbewusste Strebung, die sehr lauter ist. Und wenn unsre Augen ihr nichts übermitteln, so kann sie ihre arme Enttäuschung in etwas Unaussprechliches verwandeln, das sie bis zum Tode verbirgt. Wenn wir lieben, so berauscht sie sich an Licht hinter geschlossenen Thüren, und in ihrem Hoffen und Harren verliert sie nicht die Stunden. Das Licht, das durch die Spalten dringt, wird für sie zu Güte, Schönheit oder Wahrheit. Wenn aber die Thür sich nicht öffnet, – und bei wie vielen Wesen öffnet sie sich überhaupt? – kehrt sie in ihren Kerker zurück, und ihr Bedauern wird vielleicht eine höhere Wahrheit sein, als man je zu Gesichte bekommen wird; denn

wir sind am Orte unsagbarer Verwandlungen, und was nicht diesseits der Thür geboren ist, ist nicht verloren, sondern vermischt sich nur nicht mit diesem Leben . . .

Ich sagte soeben, dass sie die kleinen Dinge, die man ihr giebt, in Schönheit verwandelt. Es scheint sogar, je mehr man darüber nachdenkt, dass sie keinen andern Daseinsgrund hat und ihre ganze Thätigkeit darauf verwendet, auf dem Grunde unsres Wesens einen Schatz von Schönheit anzusammeln, der sich nicht beschreiben lässt. Würde nicht alles von Natur sich in Schönheit verwandeln, wenn wir nicht unaufhörlich die hartnäckige Arbeit unsrer Seele störten? Wird nicht selbst das Böse kostbar, wenn sie den tiefen Diamanten der Reue daraus gewonnen hat? Werden nicht zuletzt auch die Ungerechtigkeiten, die du begangen, die Thränen, die du hervorgerufen, in deiner Seele eines Tages Licht und Liebe? Hast du je in dir selbst in dieses Reich läuternder Flammen geblickt? Man that dir heute grosses Unrecht; die Gebärden waren klein, die Handlung niedrig und traurig, und du hast in der Hässlichkeit geweint. Aber wirf ein paar Jahre später einen Blick in deine Seele, und sage mir dann, ob du nicht unter der Erinnerung an diese Handlung etwas siehst, das schon reiner ist als ein Gedanke, ich weiss nicht, welche Kraft, die man nicht nennen kann, die keinerlei Beziehung zu den gewöhnlichen Gewalten dieser Welt hat, ich weiss nicht, welche Quelle eines „andern Lebens“, aus der du bis zu deinem letzten Stündlein trinken kannst, ohne sie zu erschöpfen. Und doch hast du der unermüdlichen Königin nicht geholfen und an andre Dinge gedacht, dieweil die Handlung sich ohne dein Zuthun im Schweigen deines Wesens läuterte und das köstliche Wasser dieses grossen Behälters der Schönheit und Wahrheit mehrte, der nicht bewegt ist, wie der minder tiefe Behälter der wahren oder schönen Gedanken, sondern immerdar vor dem Odem des Lebens geschützt bleibt.

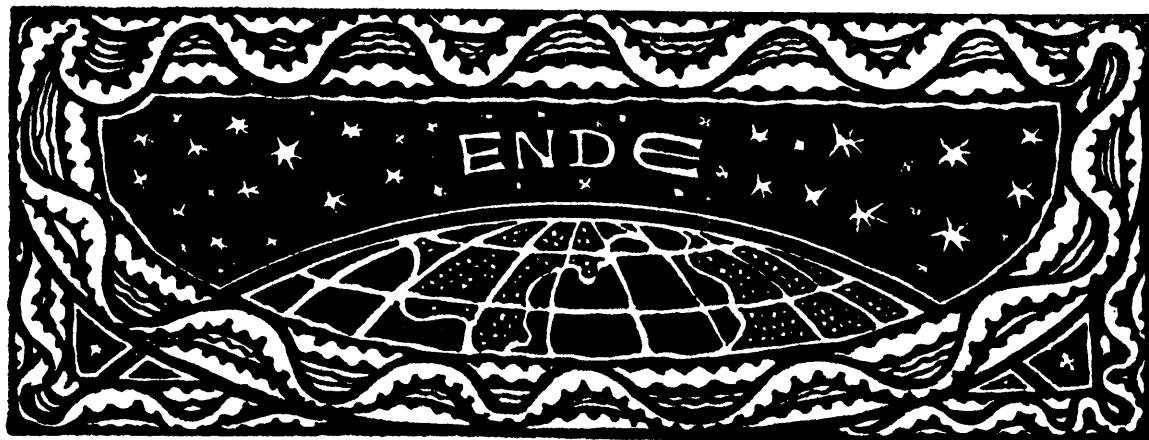
„Es giebt keine That, kein Ereignis unsres Daseins“, sagt Emerson, „das nicht früher oder später einmal seine träge, anhangende Form verliert und uns in Erstaunen setzen wird, wenn es sich aus der Tiefe unsres Leibes zum Feuerhimmel aufschwingt.“ Und das ist wahr, im höheren Sinne noch, als Emerson vielleicht ahnte, denn je weiter man in diesen Gegenden vordringt, desto göttlichere Sphären entdeckt man.

Man weiss nicht zur Genüge, was diese schweigsame Thätigkeit der Seelen ist, die uns umgeben. Du sprachest ein lauterer Wort zu einem Wesen,

das es nicht verstanden hat; du hieltest es für verloren und dachtest nicht mehr daran. Aber eines Tages taucht das Wort doch zufällig wieder auf, in unerhörter Verwandlung, und man kann die unerwarteten Früchte sehen, die es im Dunkel getragen hat; dann fällt alles zurück in Schweigen. Aber was thut es? Man lernt, dass nichts in einer Seele verloren geht, und dass auch die kleinsten unter ihnen ihre glänzenden Augenblicke haben. Man kann sich darüber nicht täuschen; die Unglücklichsten selbst und Entblösstesten besitzen, sich zum Trotze, auf dem Grunde ihres Wesens einen Schatz von Schönheit, den sie nicht erschöpfen können. Es handelt sich einfach darum, sich anzugewöhnen, daraus zu schöpfen. Es ist nötig, dass die Schönheit nicht ein vereinzelt fest im Leben bleibt, sondern zum täglichen Feste wird. Es bedarf keiner grossen Anstrengung, um unter die aufgenommen zu werden, „in deren Augen die blumenreiche Erde und die strahlenden Himmel nicht mehr in unendlichen Teilchen, sondern in erhabenen Massen eindringen“; und ich spreche von Blumen und Himmeln, die reiner und dauerhafter sind, als die, welche man sieht. Durch tausend Kanäle kann die Schönheit unserer Seele bis zu unsren Gedanken aufsteigen. Vor allem giebt es den wunderbaren Mittelkanal der Liebe.

Hat man nicht in der Liebe die reinsten Elemente der Schönheit, die wir der Seele bieten können? Es giebt Wesen, die sich derart in der Schönheit lieben. So lieben, heisst allmählich den Sinn für Hässlichkeit verlieren, heisst blind werden gegen alle kleinen Dinge und in den geringsten Seelen nur noch Frische und Jungfräulichkeit erblicken. So lieben, heisst selbst des Verzeihens nicht mehr bedürfen, heisst nichts mehr verbergen können, weil es nichts mehr giebt, das die allzeit gegenwärtige Seele nicht in Schönheit umformte, heisst das Böse nur noch sehen, um die Nachsicht zu stählen und zu lernen, dass man den Sünder nicht mehr mit seiner Sünde verwechsle. So lieben, heisst in sich alle, die uns umgeben, auf Höhen heben, wo sie nicht mehr fehlen können, und wo eine niedre Handlung von so hoch herabfallen muss, dass sie beim Berühren der Erde trotz allem ihre diamantene Seele hergiebt. So lieben, heisst die kleinsten Absichten, die um uns wachen, ohne dass man es weiss, in grenzenlose Bewegungen umwandeln und alles Schöne, was es auf Erden, im Himmel und in der Seele giebt, zum Feste der Liebe zu sich rufen. So lieben, heisst vor einem Wesen dastehen, wie man vor Gott dasteht, und mit der geringsten Gebärde die Gegenwart seiner Seele und aller seiner Schätze

heranziehen. Es bedarf nicht mehr des Todes, der Unglücksfälle oder Thränen, damit die Seele erscheine; ein Lächeln genügt. So lieben, heisst die Wahrheit im Glücke so tief erschauen, wie einige Helden sie in der Klarheit des grössten Leidens sahen. So lieben, heisst nicht mehr sagen können, wo der Strahl eines Sterns endet oder der Kuss einen gemeinsamen Gedanken anfängt. So lieben, heisst Gott so nahe kommen, dass die Engel uns besitzen, heisst zusammen die nämliche Seele verschönen, die allmählich zum einzigen Engel Swedenborgs wird. So lieben, heisst jeden Tage eine neue Schönheit an diesem geheimnisvollen Engel entdecken und gemeinsam einer immer lebendigeren und höheren Güte entgegenschreiten. – Denn es giebt auch eine tote Güte, die nur aus Vergangenem besteht; aber die wahrhafte Liebe macht Vergangenes unnötig und schafft bei ihrem Nahen eine unerschöpfliche Zukunft von Güte ohne Unglück und Thränen. So lieben, heisst seine Seele befreien und so schön werden, wie seine befreite Seele. „Wenn du in der Bewegtheit, die dir dies grosse Schauspiel verursachen muss“ – sagt bei Gelegenheit entsprechender Dinge der grosse Plotin, der von allen Geistern, die ich kenne, der Gottheit am nächsten kommt, – „wenn du in dieser Bewegtheit nicht ausrufst, dass es schön sei, und wenn du dann, beim Versenken deines Blickes in dich selbst, den Zauber der Schönheit nicht empfindest, so suchst du in solchem Zustand vergeblich nach intelligibler Schönheit; denn du suchtest sie nur mit dem Unschönen und Hässlichen. Darum auch richten sich die Zwiegespräche, die wir hier halten, nicht an alle Menschen. Wenn du aber in dir die Schönheit erkannt hast, so erhebe dich zum Gedanken der intelligiblen Schönheit . . .“



DER·SCHATZ·DER·ARMEN·VON MAURICE·MAETERLINCK ♪♪♪♪

IN·DIE·DEUTSCHE·SPRACHE·ÜBERTRAGEN·DURCH
FRIEDRICH·VON·OPPELN-BRONIKOWSKI ☉☉☉☉☉☉

VERLAG·VON·EUGEN·DIEDERICH'S
FLORENZ 1898 LEIPZIG

BROSCHIERT·6·M·GEBUNDEN·7·M
AUSSER·DER·ALLGEMEINEN·AUS
GABE·ZWANZIG·IN·ALTPERGAMENT
GEBUNDENE·EXEMPLARE·AUF
JAPANPAPIER·20·M ☉☉☉☉☉☉

ANMERKUNGEN·DES·ÜBERSETZERS ☉☉☉

Zu Seite 37 und folgende:

Dieser Essay bildet die Einführung in „die Zierde der geistlichen Hochzeit“ von JOHANNES RUYSBROECK, das Maeterlinck ins Französische übertragen hat (Paris 1891). Johannes Ruysbroeck, wohl der grösste Mystiker der christlichen Kirche, ward 1293 in Ruysbroeck bei Brüssel geboren. Später Vikar an der St. Gudularkirche daselbst, zog er sich im Alter von 60 Jahren in das Augustinerkloster Groenendaal bei Waterloo zurück und starb als dessen Prior 1381. Er war ein strenger Christ und Asket; der überhandnehmenden Verweltlichung der Kirche einerseits und der häretischen Mystik andererseits bitter feind, suchte er sein mystisches System vor allem

auf die orthodoxe Kirchenlehre zu begründen. Seine Hauptschriften sind „Die Zierde der geistlichen Hochzeit“, „Von den sieben Stufen der Liebe“, „Von der wahren Kontemplation“ u. v. a., die in einer neuen holländischen Ausgabe von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit vorliegen. Die deutsche Übersetzung seiner Schriften von Arnold (Offenbach 1701) ist verschollen. Eine deutsche Abhandlung über „Richard von St. Victor und Johannes Ruysbroeck“ von Engelhardt (Erlangen 1838) stellt die Systeme beider Mystiker gegenüber und giebt an der Hand dieser Beispiele einen umfangreichen Abriss über die Entwicklung der ganzen Bewegung und ihr Verhältnis zur Zeitgeschichte. Sie leidet nur an

dem Mangel, dass Engelhardt, der des Vlämischen nicht mächtig war, mit den lateinischen Übersetzungen des Surius und mittelhochdeutschen Texten von 1450, die nur handschriftlich vorliegen, sich abfinden musste. Eine französische Arbeit von K. Schmidt, „Etude sur J. Ruysbroeck“ (Strassburg 1859), und eine holländische von Otterloo „Joh. Ruysbroeck“ (Amsterdam 1894) liegen vor. —

PLOTINUS, der bedeutendste Neuplatoniker, geboren 205 n. Chr. in Lycopolis in Ägypten, starb 270 auf dem Lande bei Minturnae in Campanien. Er schloss sich der Expedition des Kaisers Gordian nach Persien an, um in Persien und Indien asiatische Weisheit an der Quelle zu schöpfen, flüchtete nach Ermordung des Kaisers nach Antiochia zurück und ging im Jahre 244 als Lehrer der Philosophie nach Rom. Seine asketische Lebensweise brachte ihn in den Ruf eines Wunderthäters und Götterfreundes. Noch in seinem 60. Jahre ging er mit der Absicht um, einen platonischen Musterstaat zu gründen, wozu er sich schon eine wüstliegende Stadt in Campanien erkoren hatte. Doch die Ausführung seines Vorhabens wurde von Höflingen des Kaisers Gallienus, der für dasselbe gewonnen war, hinter-

trieben. Sein Schüler **PORPHYRIOS** von Tyros, ein philosophisch vorzüglich geschulter Kopf, sammelte seine Werke und gab sie in 6 Hauptabschnitten zu je 9 Büchern (daher Enneaden) heraus. (Neue philologische Ausgabe und Übersetzung von H. F. Müller, Berlin 1878–80. 2 Bde.) Seine Lehre, eine Fortbildung des Platonismus, mit Elementen orientalischen Dämonenglaubens, Mantik, Astrologie und Seelenwanderungslehre verschmolzen, ist der letzte grosse Versuch des griechischen Geistes, des aufstrebenden Christentums Herr zu werden. Porphyrio verfasste 15 Bücher gegen die Christen, die aber, von Theodosius II. bereits verboten, nur in Fragmenten auf uns gekommen sind. Obschon im Gegensatze zum Christentum entstanden, ist diese Lehre doch mit der christlichen im wesentlichen verwandt. Sie gründet sich nicht auf Empirie und Vernunft, sondern auf das Übernatürliche, auf intellektuelle Anschauung und Mystik; weshalb sie denn auch von bedeutender Einwirkung auf die Philosophie des Christentums bis zum neudeutschen Idealismus der Romantik gewesen ist. Ebenso ist ihre Tugendlehre der christlichen verwandt, nur dass nach platonischem Muster Intellekt und Dialektik, also

Zu Seite 47:

BIBLIOGRAPHISCHES

**Vorrede zu verschiedenen Stücken
Emersons in französischer Über-
setzung.**

Maeterlinck veröffentlichte 1895 die französische Ausgabe der „Lehr-
linge von Sais“ und „Fragmente“ des
deutschen Romantikers NOVALIS
(Friedrich von Hardenberg), die
diesen Essay einleitete. Novalis,
der „Prophet der romantischen
Schule“, ist durch seinen (unvoll-
endeten) Roman „Heinrich von
Ofterdingen“ und seine gross-
artigen „Hymnen an die Nacht“
bekannt. Er starb, von Jugend
auf kränklich, im Jahre 1801 im
29. Lebensjahre. Einer klugen
Schrift: „Novalis' Lyrik“ aus der
Feder des Lyrikers Carl Busse
(Georg Maske's Verlag, Oppeln
1898) sei hier Erwähnung gethan, da
sie in Litteraturbüchern und Kata-
logen noch nicht aufgeführt ist. Eine
neue Ausgabe des Novalis mit
Einleitung von Dr. Bruno Wille
erschien soeben. (Verlag von Eugen
Diederichs in Leipzig.)

bei Paul Lacomblez in Brüssel, und „PRINCESSE MALEINE“, ein Drama, ebenda. Uebersetzt von Hermann Hendrich. S. Fischer Verlag, Berlin 1892.
1890: „LES AVEUGLES“ („Die

Blinden“), ein Drama, Mercure de France, Paris. Deutsch von Leopold von Schlözer. Verlag von Albert Langen, München 1897.

„L'INTRUSE“ („Der Eindringling“), ein Drama, französisch im gleichen Bande. Deutsch von Leopold von Schlözer, wie oben. Ebenso von Robert Fischer. Verlag von L. Weiss, Wien 1892. Für die „Dramatische Gesellschaft“ in Berlin hat O. E. Hartleben noch eine dritte Übersetzung gemacht, der er den abschwächenden Titel „Der Ungebetene“ gab. Verlag von Ed. Bloch, Berlin 1898.

1891. „L'ORNEMENT DES NOCES SPIRITUELLES, DE RUYSBROECK“ („Die Zierde der geistlichen Hochzeit“). Paris, wie oben. Siehe auch Anmerkung zu Seite 37 und folgende.

„LES SEPT PRINCESSES“ („Die sieben Prinzessinnen“). Paris, wie oben.

1892. „PELLEAS ET MELISANDE“. Deutsch von George Stockhausen, eingeleitet durch einen Essay von Maximilian Harden. Verlag von F. Schneider & Comp. (H. Klinckschmann), Berlin 1897.

1894. „ALLADINE ET PA-

LOMIDES, INTÉRIEUR, LA MORT DE TINTAGILES, TROIS PETITS DRAMES POUR MARIONNETTES.“ Das erstere deutsch in der „Wiener Rundschau“ vom 15. November 1896 und folgende. (No. 1–6.) Übersetzt von Maria Lange.

„ANNABELLA, DE JOHN FORD“, eine Übersetzung aus dem Englischen.

1895. „LES DISCIPLES A SAIS ET LES FRAGMENTS DE NOVALIS.“ Siehe Anmerkungen zu Seite 55.

1896. „LE TRÉSOR DES HUMBLES“ („Der Schatz der Armen“). Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig 1898.

„AGLAVAIN ET SÉLYSETTE“. Paris, Mercure de France.

1898. „LA SAGESSE ET LA DESTINÉE“ („Weisheit und Schicksal“). Paris, Librairie Charpentier (E. Fasquelle). Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski mit einer Vorrede von demselben. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig 1899. (Im Erscheinen begriffen.)



TITELBILDER · ZIERARTE · ÜBER
SCHRIFTEN · ZAHLEN · INITIALEN
SCHRIFTANORDNUNG · VON · MEL
CHIOR · LECHTER · UNTER · DESSEN
ARTISTISCHER · LEITUNG · DIESES
BUCH · IM · JAHRE · EINTAUSENDACHT
HUNDERTACHTUNDNEUNZIG · BEI
OTTO · VON · HOLTEN · BERLIN · GE
DRUCKT · WURDE       
AUSSER · DER · ALLGEMEINEN · AUS
GABE · WURDEN · ZWANZIG · IN · ALT
PERGAMENT · GEBUNDENE · DRUCKE
AUF · JAPANPAPIER · HERGESTELLT